

Preis: 25 Pfg. — 30 Heller — 30 Cfms.

1969

E.v. Filek:

Die Ölstadt.

428



BIBLIOTHEK: SATURN: BAND 4.

820-30



1962

Bibliothek „Saturn“. Band 4.

Die Oelstadt.



Erzählung aus dem fernen Westen Amerikas

von

Prof. Dr. E. von Filek.



Mit Bildern von Theodor Volz.



Stuttgart — Leipzig — Wien

Neues literarisches Institut o Verlagsgesellschaft m. b. H.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



1. Ein Überfall.

Feurige Wolken begleiten im Westen die untergehende Sonne. Schon wurden die Schatten der Bäume länger und länger; an den großen, mächtigen Stämmen schimmerten hie und da rote Lichter, die zwischen den Blättern tanzten. Im Westen schien ein Netz aus goldenen Fäden aufzusteigen, das sich dichter und dichter um die Sonnenscheibe legte und die Gebirge der Ferne zu überziehen begann. Nur zum Fluß hinab reichte der goldige Glanz nicht; der floß breit und stolz zwischen den gewaltigen Bäumen des Urwaldes dahin, er fühlte sich als Herrscher in seinem großen Reich, der all den tausend Bäumen und Sträuchern an seinen Ufern die belebende Feuchtigkeit spendet.

Auf dem weichen, grünen Moosteppich saßen zwei junge Leute, eifrig mit Angeln beschäftigt. Ein Blechgefäß mit Wasser stand zwischen ihnen, in welchem sich mehrere Fische befanden. Sie blickten nach den Schwimmern, die auf der dunklen Wasserfläche auf und nieder tauchten, und

lauerten auf den Moment, da einer der größeren Fische anbeißen und den Schwimmer ganz ins Wasser ziehen würde.

Endlich zuckte eine Angel; mit einem Ruck des Handgelenkes wurde das Tier herausgeworfen und die Angel aus seinem Maul entfernt. Bald lag es bei den übrigen im Behälter.

„Nun haben wir aber genug Fische, Tommy,“ bemerkte der Aeltere. „Bedenke, daß die Eltern heute nicht zu Hause sind. Laß uns heimkehren; die Sonne wird bald untergehen und der alte Diego ängstigt sich um uns.“

„Fürchtet er vielleicht einen Überfall der Indianer?“ bemerkte Tommy, indem er die Angelschnur aufrollte und in die Tasche steckte. „Aber ich glaube nicht daran. Vater ist viel zu vorsichtig, um das Haus für längere Zeit zu verlassen, wenn wirklich Gefahr drohen würde. Faß einmal den Griff des Blechtöpfes, Oliver; heute ist er besonders schwer.“

Die beiden jungen Leute schritten aus dem dichten Wald heraus und längs der Mauer hin, welche die Farm umgab. Oliver, der etwa sechzehn Jahre sein mochte, war von brauner, gesunder Gesichtsfarbe und hohem Wuchs; seine kräftigen Glieder bewegten sich ruhig und gemessen, während das Auge, gewohnt in weiter Ferne äsendes Wild zu entdecken, mit sicherem Blick am Rande des Horizontes ruhte, wo eben das letzte rot funkelnde Stückchen der Sonne hinabsank.

Tommy war noch ein Knabe; trotzdem er erst zehn Jahre zählte, versprach er doch ebenso stark zu werden wie sein Bruder. Auch verstand er schon vortrefflich mit der Büchse umzugehen und schoß auf dreißig Schritte eine Taube vom Dachfirst.

„Ich fürchte, heute kommt noch ein tüchtiges Gewitter,“ bemerkte Oliver, indem er mit der Hand nach Westen deutete. „Siehst du jene dunkle Wolkenmasse, die dort aufsteigt? Wenn die Eltern nur nicht vom Unwetter überrascht werden.“

„Ach, die sitzen heute sicher unter Dach. Und wenn auch nicht, wann hat sich Vater jemals vor dem schrecklichsten Gewitter gefürchtet? Erinnerst du dich, wie er

uns von dem Bären erzählte, in dessen Höhle er einmal eindrang, weil ihn draußen bei einem Haar der Blitz erschlagen hätte?"

„O ja, es gibt weit und breit keinen Mann in der Umgebung, der mehr Mut besitzt als der Vater. Darum achten und verehren sie ihn auch alle. Wenn ich älter sein werde, will ich es auch so machen wie er: in den Krieg ziehen, mit Bären und Indianern kämpfen — schau, hier in Amerika kann man doch noch sein Glück machen, dem Boden seine Reichtümer abgewinnen, Goldfelder entdecken und wilde Tiere erlegen. Wie traurig muß es in Europa aussehen, wo niemand frei jagen darf, wo alle Bergwerke, alle fruchtbaren Felder seit langer Zeit ihre Besitzer haben, wo die Zahl der Einwohner immer größer und größer wird, so daß endlich die Zeit kommt, wo sie Hunger leiden müssen!“

Sie waren inzwischen zu dem Haupttor gelangt und traten in einen großen Hof ein, der von allen Seiten mit starken Pallisaden und stellenweise mit Mauern aus mächtigen Haussteinen umgeben war. Außerdem lief noch ein Spalier von Stacheldraht um das Ganze herum. Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren durchaus gerechtfertigt; so weit entfernt von jeder größeren Ansiedlung — Fort Hamilton, von englischen Kaufleuten gegründet und von der Regierung mit einer kleinen Besatzung versehen, lag über hundert Meilen gegen Osten — mußte jedes Haus, im Sinn des englischen Sprichwortes, in der Tat eine Burg darstellen die jederzeit einen Ansturm von Feinden aushalten konnte.

Zur Linken befand sich das Herrenhaus, das der Farmer mit seiner Familie bewohnte; es war aus Stein gebaut und hatte ein plattes Dach, auf dem sich Zinnen erhoben, so daß es einer Festung glich. Ein starkes Tor bot Schutz gegen einen plötzlichen Angriff; die Rückseite des Hauses war unmittelbar an das Ufer des Flusses angebaut, so daß es von dieser Seite vollkommen unangreifbar war. Zur Rechten lagen innerhalb der Umzäunung die Woh-

*Die Farmer bewohnen
das Haus zu dem
Museum, rechts*

nungen der Diener, Pferde- und Rinderhirten, welche die Herden des Farmers beaufsichtigten. In voller Freiheit durften sich diese den ganzen Tag über in den grasbedeckten Ebenen und im Walde umhertreiben: erst wenn das Glöcklein des kleinen Turmes, der sich über das Wohnhaus erhob, den Abend verkündete, kehrten die Tiere mit lautem Brüllen in ihre Ställe zurück. Diese befanden sich im rückwärtigen Teil des Hofes und waren ebenfalls aus festen Steinen gebaut.

Unter einer großen Platane stand der alte Diego, der schon mehrmals nach den Söhnen des Hauses Ausguck gehalten hatte. Er nahm die Fische in Empfang und ging in die Küche, um sie zum Nachtessen zuzurichten. Heute lag so ziemlich die ganze Last des Hauswesens auf seinen Schultern, da auch die Hirten und Diener den Farmer begleitet hatten, der kaum vor dem nächstfolgenden Abend zu erwarten war.

Oliver schloß unterdessen das Hoftor, indem er die gewaltigen Querbalken vorzog. Tommy schlenderte im Hofe herum und suchte mit kleinen Steinchen die Spitzen der Palisaden zu treffen. Plötzlich stieß er einen lauten Angstschrei aus
„Was gibts denn?“ fragte Oliver betroffen.

„Ach nichts — ich muß mich wohl getäuscht haben,“ antwortete der Knabe mit fester Stimme, obzwar sein Antlitz totenblaß war. „Dort in jener Ecke glaubte ich plötzlich ein braunes, abscheulich bemaltes Gesicht über den Palisaden auftauchen zu sehen. Der Schreck fuhr mir durch alle Glieder, so deutlich sah ich die funkelnden Augen. Aber es ist ja nicht möglich, daß Feinde in der Nähe sind; seit Monaten ist alles still ringsum.“

„Ich will doch einmal nachsehen,“ meinte Oliver nachdenklich. Er ging in das Haus, holte eine geladene Flinte und befahl Diego, eine Leiter zu bringen.

An der von Tommy bezeichneten Stelle blickte er über den Zaun. Weit und breit war nichts Verdächtiges zu sehen; die ungeheure Ebene dehnte sich vor seinen Augen, die saftigen Gräser wogten im Abendwind; überall, soweit

der Blick reichte, Segen und Fülle ringsum. Und auf der anderen Seite lag die dunkle Masse des Urwaldes, düster und schweigend. Die Abenddämmerung breitete sich über die Landschaft; dunkle Wolken stiegen von allen Seiten empor und leises Donnern grollen klang aus der Ferne herüber.

Oliver sprang von der Leiter, trug das Gewehr wieder zurück und setzte sich dann in der Küche auf einen Schemel, um mit Diego zu plaudern.

„Ja, den Roten ist niemals zu trauen,“ sagte der Alte, indem er geschäftig um den Herd herumging und mehr Holz ins Feuer warf. „Aber ich glaube nicht, daß sie uns gerade heute angreifen werden; sie können unmöglich wissen, daß wir nur drei zur Verteidigung sind, und haben wohl genug von dem Empfang, den wir ihnen vor einem Jahr bereitet haben. Trotzdem hätte ich den „roten Wolf“ fürs Leben gern einmal im Bereich meiner Büchse; dieser Schuft hat vor Jahren meinen Bruder skalpiert und mich durch den Arm geschossen, daß ichs heute noch spüre. So, die Fische sind fertig.“

Das Abendessen verlief ohne weiteren Zwischenfall; die Brüder sprachen den Speisen tüchtig zu und der Alte bediente, wobei er sich mehr als Freund denn als Diener benahm. Eine solche Vertraulichkeit war natürlich, wenn man bedenkt, daß Diego seit zwanzig Jahren auf der Farm war und wegen seiner Gewissenhaftigkeit vom Vater sehr hoch geschätzt wurde. Hatte er doch die beiden Knaben als kleine Kinder auf den Armen getragen und sich durch seine genaue Kenntniss der Verhältnisse schon damals unentbehrlich gemacht, als William Schmidt nach langem Bedenken das Grundstück angekauft hatte, auf dem die Farm mit den umliegenden Feldern lag. Noch heute sprach man in der Familie davon, wie einst der Großvater, durch traurige politische Verhältnisse aus dem deutschen Vaterland vertrieben, nach Amerika geflohen war, um „sein Glück zu machen“, wie man zu sagen pflegt. Ein wenig Glück hatte er nun wohl gehabt, in der Hauptsache aber war es doch

sein rastloser Fleiß gewesen, dem er sein kleines Vermögen verdankte; und sein Sohn William, Tommys und Oliver's Vater, war schon so weit amerikanisirt, daß er gar nicht mehr an die Rückkehr nach Europa dachte. An der Grenze des Indianergebietes erstand er ein Grundstück und legte die Farm an. Und nun begann der heiße, harte Kampf des tatkräftigen, unermüdlchen Menschen mit all den Schrecknissen der Wildnis, jenes schwere Ringen, in dem nur der den Sieg erringt, der seine besten Kräfte einsetzt. Wälder wurden ausgerodet, gewaltige Baumwurzeln mit unsäglicher Mühe aus dem widerstrebenden Erdreich gerissen, der Boden der Wildnis urbar gemacht. Der eiserne Fleiß, das beste Erbteil des Vaters, hatte dem Farmer über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen. Der Boden, gut bearbeitet, gab reiche Ernte, der Viehstand vergrößerte sich, das einfache Blockhaus verschwand und an seiner Stelle erhob sich ein fester Steinbau. Die Zahl der Diener wuchs, denn es kamen Zeiten, wo der Reichtum des Farmers an Herden die wilden Söhne der Steppe anlockte, und dann ward das Haus zur Festung, die manchen Sturm feindlicher Indianer aushalten mußte. Aber wenn die Rothäute, halb mit Waffengewalt, halb mit Geschenken und Versprechungen zurückgewiesen waren, so kamen wieder Zeiten der Ruhe und des Friedens.

Wenn William Schmidt auf dem hohen, zinnengeschmückten Dach seines Hauses stand und seine Felder, Weideplätze und Viehherden überschaute, da freute sich der stolze, selbstbewußte Mann seines Fleißes und seiner Tatkraft. Denn er wußte, daß dem Menschen das Glück nicht wie ein goldener Apfel in den Schoß fällt, daß es erkämpft und errungen werden muß und daß nur der Starke, der Tüchtige im stande ist, es zu zwingen.

So erzog er denn auch seine Söhne zu ernster Arbeit und Bedürfnislosigkeit. Seine treue Gattin, die ihm in die ferne Wildnis gefolgt war, stand ihm als beste Gefährtin seines Lebens zur Seite. Freilich trübten oft schwere

Wolken den Himmel ihrer Zufriedenheit. Mit Haß und Feindschaft betrachtete das Volk, das einst im Besitz des Erdteiles war, das stete Vordringen der Fremden. Und der Kampf, der beständig zwischen den Gegnern tobte, wurde von beiden Seiten mit erbarmungsloser Härte geführt. War es nicht grausam genug, die Eisenbahnen, deren nun einmal jedes entwickelte und zivilisierte Volk für seinen Handel und Verkehr bedarf, wie eiserne Keile durch das Land der roten Menschen zu treiben, so daß der tosende Lärm der Eisenbahnzüge das Wild für immer vertrieb, von dem der Indianer lebte? Mußten die Weißen auch noch mit den tückischen Waffen des „Feuerwassers“ und all den Lastern arbeiten, welche die Zivilisation nun einmal im Gefolge hat, um die ganze rote Rasse, die ohnehin dem Verderben geweiht war, desto schneller zu vernichten?

Die einfache Abendmahlzeit war beendet. Oliver warf einen Blick nach dem Bilde des Großvaters, das in einem schönen vergoldeten Rahmen über der Ottomane hing und in dessen Nähe gewöhnlich die Flinten aufgehängt wurden. Plötzlich wandte er sich an Diego:

„Welche Nachlässigkeit! Konntest du nicht meine Büchse hereinholen? Nun liegt sie natürlich noch samt dem Munitionsbeutel im Boot. Schnell, bring' sie in Sicherheit, bevor der Regen kommt!“

Auf Diegos Stirn zogen sich Falten zusammen. Es war Oliver's Schuld, daß sich die Flinte noch im Boote befand, welches hinter dem Hause, von einem Bretterdach geschützt, auf dem Fluß lag. Er hatte am Morgen einen Jagdausflug auf dem Kahn unternommen und später Gewehr und Munition heimzubringen vergessen.

„Eile doch, Diego, es donnert bereits!“

Der Alte, an derlei Unüberlegtheiten des allzu temperamentvollen jungen Mannes gewöhnt, warf seufzend ein Büffelfell um und begab sich auf den Hausflur. Draußen begann der Regen in Strömen herabzufließen; Blicke zuckten, der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen. Bei jedem

neuen Donner Schlag klickten die Fensterscheiben im ganzen Hause.

Oliver und Tommy saßen im Wohnzimmer und blickten durch die Fenster in den Hofraum.

Mit einem Male stürzte Diego zur Thür herein und griff nach einem Gewehr.

„Rettet Euch, Herr! die Indianer sind eingebrochen, der Hof ist voll von den roten Teufeln, sie müssen — —“

Ein Schuß krachte. Die Kugel schlug durch die Scheiben und traf Tommy in den Kopf, daß er zuckend niederstürzte und einen markerschütternden Schrei ausstieß. Und nun ertönte draußen im Hof ein Geheul wie von wilden Tieren; die Blitze zeigten eine ganze Schar der wilden Gesellen, von denen einige mit gewaltigen Artschlägen die Haustüre zu zertrümmern suchten, andere nach den Ställen eilten, um das Vieh herauszutreiben, während eine dritte Abteilung Feuerbrände schwang und damit auf die Scheuer losstürzte, um sie in Brand zu stecken. Wenige Sekunden und die starken Pfosten des äußeren Hoftores brachen unter den Arten der Feinde zusammen; wie eine Flut ergossen sich neue Massen von ihnen in den Hofraum.

Diego und Oliver standen einander gegenüber, versteinert vor Schreck. Als aber eine zweite Kugel dicht neben ihnen vorüberpiff, drückten sie sich an die Fensterwand und starrten mit weit aufgerissenen Augen auf die Leiche des armen Knaben, die vor ihnen auf dem Boden lag.

„Wir müssen uns zu retten trachten, Herr. Wie sie das Haustor bearbeiten! Wenige Minuten und wir sind beide kalt, wie der arme Junge da — hört Ihr, wie sie brüllen? Das ist die Stimme des roten Wolfes, darauf will ich meinen Kopf verwetten. Hier sind Gewehre — drückt Euch an der Wand entlang bis zur Thür — gottlob, sie haben sich vom Fenster zurückgezogen. Hört Ihr das Vieh brüllen? Hol euch der und jener, ihr Schurken!“

Leise fluchend, zog sich der alte Diener, den ganz verstorben Oliver mit sich schleppend, in das rückwärtige

Zimmer. Von dort eilten sie durch den langen Korridor, dessen Türen sie hinter sich absperreten, in die Vorratskammer, deren kleines Fenster nach dem Flusse gerichtet war. Oliver kam allmählich zur Besinnung.

„Wir müssen einer dem andern hinaufhelfen — das Fenster liegt zu hoch über dem Fußboden. Am besten ist's, wenn wir uns in den Fluß stürzen und schwimmend das Boot zu erreichen suchen. Steigt auf meine Schultern, Herr!“

Oliver gehorchte. Mit einem Satz schwang er sich auf die Fensterbrüstung und faßte dort, so gut es ging, festen Fuß. Dann zog er mit ungeheurer Anstrengung den Alten empor.

Vor ihnen lag die dunkle, gurgelnde Flut; die Bäume starrten finster empor; ein großes Stück stromabwärts erhob sich das Bretterdach für das Boot, eine unbestimmte Masse, die kaum zu erkennen war.

„Wenn sie das Boot leck gemacht haben, sind wir verloren. Seht ihr den roten Schein bei der Scheune? Sie haben das Haus in Brand gesteckt. Wasser vor uns, Feuer und Feinde hinter uns — Gott sei uns gnädig!“

Ein gewaltiges Aufrauschen der Flut — zwei Körper verschwanden in den Wellen.

Mit Aufbietung aller Kräfte arbeitete sich Oliver empor. Der Fluß trug ihn mit reißender Geschwindigkeit fort. Mühsam, durch die wasserschweren Kleider gehindert, schwamm er gegen das Boot hin. Endlich — noch eine gewaltige Anstrengung — faßte er den Rand des Rahnes und schwang sich hinein. Sein erster Gedanke galt dem treuen Diener.

„Diego!“ rief er halblaut.

„Schweigt still, Herr, wenn Euch das Leben noch einen Schuß Pulver wert ist!“ klang es leise von der anderen Seite des Bootes, dessen Rand er soeben erfaßt hatte. „Ich konnte nicht recht vorwärts, weil ich mir meine Flinte um den Leib gebunden hatte. Also nun fort — rasch, rasch!“

Leise wurden die Ketten gelöst. Das Boot glitt in der Mitte des Flusses dahin, immer schneller und schneller. Keiner der beiden wagte zu rudern, denn jedes Geräusch konnte dem furchtbaren Feind den Weg weisen. Nun kamen sie an eine freie Stelle des Ufers; die Bäume traten zurück und eine riesige Flamme wurde sichtbar, die ferzengerade emporstieg. Der Regen hatte aufgehört; ungestört konnte das entsetzliche Element sein Zerstörungswerk verrichten.

Oliver und Diego sahen mit schmerz erfüllten Gesichtern nach der Stelle, wo das mühsame Werk so vieler Jahre, die Frucht des angestrengtesten Fleißes und beständiger Sorgen in Flammen aufging. Der ganze Reichtum des Vaters lag in der Farm. Eine einzige Nacht hatte ihn zum Bettler gemacht! — — — — —

„Noch immer hingen die Morgennebel wie weiße Schleier um die Wipfel des Hochwaldes, obwohl die Sonne schon einige Wärme zu verbreiten begann. Eine traurige Öde lag über der Trümmerstätte; hie und da rauchende Balken, emporstarrende, geschwärzte Mauern, angekohlte Trümmer von Schränken, Kasten und sonstigen Einrichtungsgegenständen — das war alles, was von der schönen Farm zurückgeblieben war.

Mit vorsichtigen, großen Schritten stieg ein Mann über die Trümmer hin, einer Katze vergleichbar, die zwischen spitzigen Glascherben tastend ihren Weg sucht. Seine Kleidung bestand in einem weiten Wams aus gegerbtem, rotem Leder und einem Beinkleid von gleichem Stoff und gleicher Farbe; seine Füße waren mit Fell umwickelt, das durch breite Strumpfbänder festgehalten wurde. Diese dienten gleichzeitig dazu, die Scheide eines Messers aufzunehmen; im Augenblick aber hatte der Besitzer die lange, scharfgeschliffene Waffe herausgezogen und brach mit ihrer Hilfe die Tür eines Kastens auf, den das Feuer verschont hatte. Sein Inhalt schien die Hoffnung des Suchenden zu enttäuschen; mit einem leisen Fluch stieß er das Messer

wieder in die Scheide, zog den breiten, roten Gürtel fester zusammen und rückte seinen großen Hut zurecht.

Der Blick des scharfgeschnittenen Gesichtes, in dem ein Ausdruck von List und gleichzeitig von roher Wildheit lag, haftete am Rand des Horizontes. Dort verkündete eine Staubwolke, daß die Indianer mit ihrer Beute von Pferden und Rindern das Weite suchten. Die Hand des unheimlichen Fremden fuhr nach der Tasche seines Wamjes, wie um ihren Inhalt zu prüfen, während ein Lächeln über sein Gesicht glitt. Auch er konnte zufrieden sein mit seiner Beute.

Ein lautes Wiehern klang aus der Gegend des Flusses, wo das Pferd des Fremden weidete. Bald vernahm man Pferdegetrappel; einige berittene Indianer sprengten heran und blieben außerhalb der Brandstätte stehen. Einer von ihnen, ein Mann von riesigem Gliederbau und finsterem Aussehen, dessen Gesicht mit vielen roten Streifen bemalt war, näherte sich langsam.

„Die Brüder des roten Wolfes haben ihre Kriegsbeute in Sicherheit gebracht. Sie danken meinem weißen Freunde für seine Führung und hoffen, daß auch er gefunden hat, was sein Herz beehrte.“

Der Angeredete nickte. Sein unruhiger Blick flog argwöhnisch über die kleine Reitergruppe.

„Aber nun täte mein weißer Bruder gut, diesen Ort des Schreckens zu verlassen. Sonst würden die Söhne Manitous seine Zunge für gespalten und seine Worte für Verrat halten. Er mag bedenken, daß er sich in unserer Gewalt befindet.“

„Mein roter Bruder spricht klug. Aber er weiß so wenig als ich, ob nicht einer von den Bewohnern dieses Hauses entkommen ist. Was wird er tun, wenn dieser ein Heer von Bleichgesichtern auf die Spuren seines Volkes hegt, damit es die roten Männer verfolge und vernichte?“

Der Häuptling lächelte verächtlich.

„Was ich tun werde? Ich werde die bleichen Männer in die ewigen Jagdgründe senden. Schakale und Füchse fürchten den Feind; der rote Wolf und sein Stamm haben noch niemals vor ihm gezittert!“

Er warf das Pferd herum und sprengte zurück.

Der Bandit, der den Rothäuten die Farm verraten hatte, begriff, daß seines Bleibens hier nicht länger sein konnte, da die Indianer ihm nicht trauten. Er ging also zu seinem Pferd, das an einen Baum in der Nähe des Flusses angebunden war, löste den Lasso und schwang sich in den Sattel. Dabei fiel sein Blick auf das Bootshaus.

„Der Kahn ist fort — seltsam!“ murmelte er vor sich hin.

Er prüfte die Gräser und das Buschwerk des Ufers, um zu untersuchen, ob jemand von hier aus das Boot bestiegen hatte. Dann wandte er sich nach der Hinterwand des Hauses und bemerkte das Fenster.

Nach kurzer Ueberlegung gab er dem Pferde die Sporen, legte die Büchse schußbereit quer über den Sattel und sprengte flußabwärts davon. — — —

Die beiden Flüchtlinge hatten unterdessen eine große Strecke zurückgelegt. Oliver, von der furchtbaren Aufregung ermattet, lag im Boote auf dem Rücken und schien zu schlafen. Diego hielt das Ruder in der Hand, machte aber nur äußerst selten Gebrauch davon, um durch kein verdächtiges Geräusch die Aufmerksamkeit des Feindes auf das Boot zu lenken. Man konnte nicht wissen, ob die Indianer nicht am Ufer Wachposten aufgestellt hatten. Endlich graute der Tag. Ein matter Lichtschein zeigte sich im Osten, während ein kühler Hauch durch den Wald ging.

Oliver, von der wachsenden Helligkeit des Himmels geblendet, schlug die Augen auf. Langsam kehrte die Erinnerung an das Geschehene zurück. Er stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Nicht verzweifeln, lieber Herr,“ sagte der alte Diego mitleidig. „Es ist ja viel Unglück über uns hereingebrochen,

aber noch brauchen wir unsere ganze Kraft, um größeres zu verhüten.

Wir wollen vor allem das Boot ans Land treiben und unter den Büschen verbergen; dann können wir überlegen, was weiter geschehen soll."

Die ernstesten Worte des Alten beruhigten Oliver sichtlich.

"Es war doch gut, daß ich das Gewehr und die Munition gestern nicht hereinholte, sonst wären wir heute ganz ohne Waffen. Und seht, ein Packet Weizenmehlkuchen und etwas getrocknetes Fleisch ist auch da. Vor dem Verhungern sind wir vorderhand noch geschützt."

Er griff unter das Büffelfell und holte die Eswaren hervor, denen beide gehörig zusprachen. Es war, wie sich bald herausstellte, Proviant für einen Tag vorhanden; auch befanden sich Angelschnüre und Haken im Boot. Bedenklich war nur, daß die beiden nicht daran denken konnten, Feuer anzumachen, denn der Rauch hätte unfehlbar die Indianer herbeigezogen.

Das Boot war bald an einer geschützten Uferstelle in Sicherheit gebracht. Langsam schaukelte es auf den dunklen Wellen des Flusses, während seine Insassen gedankenvoll und schwermütig vor sich hinstarrten. Endlich brach Oliver das Schweigen.

"Wieweit ist es wohl von hier nach Charlestown?"

Der Alte dachte nach.

"Wenn wir bloß die Nächte zum Reisen benutzen, können wir in fünf bis sechs Tagen dort sein."

"Versuchen wir es. Onkel Harry wird uns gewiß mit Freuden aufnehmen. Und wenn auch nicht — wir haben keinen andern Zufluchtsort. Dort erfahren wir auch am ehesten etwas über das Schicksal der Eltern."

Harry Schmidt, der Bruder des Farmers, besaß in der kleinen Stadt Charlestown ein Warengeschäft und war vor einigen Jahren zur großen Freude der Familie zu Besuch auf die Farm gekommen. Diego billigte den Vorschlag.

Mannan mist auf Jahre 24 an dem

Wieder saßen sie eine Zeitlang schweigend da. Endlich begann Oliver:

„Wenn ich doch nur wüßte, wem wir eigentlich unsern gestrigen gräßlichen Besuch verdanken!“

Diego kratzte sich hinter dem Ohr und brummte:

„Man soll keinem Nebenmenschen Böses nachsagen, aber ich glaube zu ahnen, wer der saubere Patron war, der uns die Bande auf den Hals gehebt hatte. Erinnert Ihr Euch an Thoms?“

„An den Mestizen, den der Vater vor einigen Wochen wegen Betruges und Falschspielens davonjagte? Wahrhaftig, dem Kerl würde ich so was zutrauen.“

„Es wird gut sein, wenn wir die Reise nach Charlestown so vorsichtig als möglich machen. Ich fürchte, Thoms verfolgt unsere Spur und wäre im stande, uns ein zweites Mal den Rothäuten auszuliefern. Und in diesem Falle kämen wir minder glimpflich davon.“

„Also heißt es auf alle Fälle aufpassen und stets eine schußbereite Büchse zur Hand zu haben. Uebrigens — was kann dem Banditen der Tod zweier heimatloser Flüchtlinge nützen?“ fragte Oliver mit Bitterkeit in der Stimme.

Der Alte stieß einen leisen Pfiff aus.

„Wenn Ihr so alt sein werdet wie ich, wird Euch das Mißtrauen solchen Mischlingen gegenüber zur zweiten Natur geworden sein. Vergesst nie, daß der Mischling in der Regel die schlechten Eigenschaften beider Rassen erbt, die guten in den seltensten Fällen. Thoms muß vor allem unsere Rache fürchten und ist nach dem, was ihm auf der Farm passiert ist, wohl auf alle Glieder Eurer Familie schlecht zu sprechen; Grund genug für ihn, uns soviel Unannehmlichkeiten zu bereiten, als einem Menschen mit weitem Gewissen möglich ist.“

Die Sonne stieg höher und höher. Die Flüchtlinge benützten die Zeit des unfreiwilligen Wartens, um einige Fische zu fangen und sie auf den heißen Steinen an einer passenden Uferstelle zu trocknen.

*Können das die Fische zum Leben
bringen!*

„Wenn wir doch ein wenig jagen könnten!“ seufzte Oliver. „Aber der Lärm eines Schusses würde uns verraten!“

„Vielleicht gelingt es uns später; je näher wir Charles-town kommen, desto geringer wird die Gefahr, die uns von den Indianern droht. Aber nun wollen wir versuchen, zu schlafen. Ich übernehme die erste Wache.“

Oliver schlief nach wenigen Minuten. Der Alte betrachtete seine abgehärmten Züge, und legte die gespannte Büchse vor sich hin.

Endlich sank die Sonne. Aus der Ferne tönte das Geheul der Präriewölfe herüber; einen Augenblick war es dem Alten, als höre er Pferdegetrappel. Er horchte schärfer hin, aber der Abendwind, der sich nun erhob, verschlang die Töne. Mit Einbruch der Dunkelheit ruderten die beiden Schicksalsgefährten wieder in den Fluß hinaus. Rascher glitten die mondbeglänzten Ufer dahin.

„Was ist das für ein Brausen in der Ferne?“ fragte Oliver.

„Der Wasserfall,“ bemerkte Diego mit Seelenruhe.

„Wie? Ein Katarakt? Dann werden wir das Boot aus dem Wasser nehmen und ein Stück weit tragen müssen!“

„Gewiß. Das kann uns unter Umständen das Leben kosten — aber wer nicht wagt, gewinnt nicht. Und unsere Flucht ist keine Feigheit, sondern eine Heldentat. Seht Ihr, wie der Nebel dort aufsteigt?“

An der Stelle, wo das Wasser sich in die Tiefe stürzte, hoben sich mächtige Wolken weißen Dampfes, als stiegen sie von einem gewaltigen Siedekessel empor. Nun hörte man auch ein dumpfes Donnern, das die Erde ringsum zu erschüttern schien. Hundert Meter vor den Flüchtlingen ragten einige scharfe, dunkle Felsklippen aus dem Wasser, das sich schäumend an ihnen brach. Der Sturz mußte sich in ganz geringer Entfernung befinden.

Mit Aufgebot aller Kräfte ruderten die beiden das Boot an den Strand. Die Bäume standen dort weniger

dicht; das grüne und gelbe Moos glänzte wie Samt im Licht des Mondes, und wie Schlangen ringelten sich die langen Bänder der Schlingpflanzen von den Ästen der Bäume herab. Noch deutlicher als früher tönte das donnernde Brausen des Wasserfalls durch die Luft.

Diego sprang auf den Moosteppich und spähte nach allen Seiten umher. Sein verwittertes Gesicht mit den struppigen Bartstoppeln glich dem eines aufmerksamen Jagdhundes.

„Einstweilen sind wir sicher. Vorwärts, wir wollen das Boot aus dem Wasser heben.“

Oliver trat bis an den Gürtel in den Fluß und schob seine breiten Schultern unter das Boot. Bald lag es am Ufer; die beiden griffen nach ihren Büchsen und trugen die schwere Last langsam den Strand empor, indem sie beständig nach links und rechts blickten, ob kein unvorhergesehenes Hindernis ihren Plan zunichte mache.

Plötzlich stieß Diego einen Warnungsruf aus.

„Achtung! Rechts von dem großen Eichbaum blitzt ein Büchsenlauf. Ich ziele links davon — Ihr, Oliver, zur Rechten. Herunter mit dem Boot!“

In dem Augenblick, als die beiden Männer ihre Last niederließen, knackte hinter dem Baum eine Büchse. Aber kein Knall ertönte; das Pulver des Schützen mußte während der langen Zeit, als er im Hinterhalte lag und lauerte, durch Nebel und Nachttau feucht geworden sein.

„Drauf!“

Die beiden stürzten gegen den Baum. Ein Mann sprang dahinter hervor, die Büchse mit der Faust umklammernd und bereit, mit dem Kolben auf seine Angreifer loszuschlagen. Es war der Mestize.

„Wenn du die geringste Bewegung machst, du elender Verräter, schieße ich dich nieder!“ zischte Oliver.

„Was wollen wir denn mit diesem Kerl machen?“ fragte Diego kaltblütig, während er beständig nach dem Kopf seines Gegners zielte. „Soviel ich uns beide kenne,

Leifschif!

hat keiner Lust, einen Wehrlosen abzuschlachten; das Boot aber ist zu klein, um ihn als Gefangenen —"

Plötzlich erklang ein lautes Wiehern.

„Ich weiß einen Ausweg,“ bemerkte Oliver. „Wir wollen ihn unschädlich machen, indem wir sein Pferd töten. Dann sind wir wenigstens so lange vor ihm sicher, bis wir unser Ziel erreicht haben.“

„Schön, aber trotzdem wird es gut sein, ihn zu fesseln, damit wir das Boot ungestört hinübertragen können.“

Die Entfernung zwischen den beiden Männern und dem Banditen war zu groß, als daß er das leise geführte Gespräch hätte verstehen können. Oliver legte sein Gewehr nieder und ging auf ihn zu, während der Alte mit drohend erhobener Büchse stehen blieb.

„Wir haben beschlossen, dafür Sorge zu tragen, daß Ihr einige Zeit an diesem Platze bleibt, verehrter Freund. Ihr werdet Euch also jetzt ruhig binden lassen, und bei der geringsten verdächtigen Regung wird Euch dieser ausgezeichnete Schütze eine Kugel in den Kopf jagen. Verstanden?“

Die Augen des Mestizen funkelten vor Zorn, Haß und Angst; trotzdem sprach er kein Wort. Oliver nahm einen Strick aus der Tasche und band ihm Hände und Füße. Dann zog er ihm das Messer aus der Scheide und legte es in einiger Entfernung von ihm auf den Boden.

„Weiter vom Baum weg,“ rief Diego. „Sonst macht Ihr ihm die Arbeit gar zu leicht!“

Oliver trat zurück und hob sein Gewehr wieder auf, während der Alte auf den Kopf des Pferdes zielte und schoß.

„Schade um das Tier — eines seiner Hufeisen ist mehr wert als sein Herr. Aber ich kann nicht anders!“

Das Pferd stürzte zusammen, schlug mit den Füßen um sich und verendete.

„Nun aber vorwärts!“ drängte Diego.

Die beiden nahmen ihre Last wieder auf und schritten am Ufer entlang. Von seinem Platz aus konnte Thoms

Wassmann!

deutlich bemerken, wie das Boot an einer ruhigen Stelle des Flusses wieder ins Wasser glitt und die beiden Männer es mit kräftigen Ruderschlägen vorwärts trieben.

Er murmelte eine Verwünschung und wand sich wütend auf dem Boden. Dann aber dachte er an seine Befreiung. Die Hauptsache war, wieder zu seinem Messer zu kommen. Langsam wälzte er sich nach der Stelle fort, wo es liegen mußte. Es dauerte fast eine Stunde, bis er es in dem hohen Grase fand. Endlich gelang es ihm, den Griff mit den Zähnen zu erfassen und die Stricke zu zerschneiden, die seine Hände fesselten. Bald hatte er auch seine Füße befreit und begab sich zu dem toten Pferde, das mit ausgestreckten Gliedern und gebrochenen Augen dalag. Er nahm von dem Gepäck so viel zu sich, als er tragen konnte, schüttelte noch einmal die geballte Faust gegen die Stelle hin, wo seine Gegner gestanden hatten, und horchte aufmerksam in die Wildnis hinein, ob er keinen neuen Feind zu bekämpfen hatte.

Wassmann!

Als alles still blieb, lud er seine Büchse und schritt langsam stromabwärts. Der klagende Gesang der Wippoorwill tönte durch die Nacht; in die langgedehnten Laute mischte sich das Heulen der Präriewölfe, die den Pferdekadaver immer enger und enger umkreisten.

2. Die Entdeckung.

„Ja, Herr, es ist nicht anders; unser Proviant geht zu Ende. Wir können nicht bloß von halbprohen Fischen leben. Wenn wir nicht bald ein tüchtiges Stück Wild erlegen, so wird unsere Lage sehr kritisch.“

Oliver seufzte.

„Meine Kräfte lassen nach. Die harte Arbeit des angestregten Ruderns, dazu der unruhige und farg bemessene Schlaf, die beständige Sorge um unser Leben — mein Gott, was sollen wir aber tun?“

„Zunächst wäre es gut, wenn wir unsere Reise beschleu-

nigen würden. Ich denke, wir können es wagen, auch während des Tages zu rudern. Nun reisen wir schon so lang und außer dem Schuß von einem Mestizen hat uns noch niemand verfolgt. Das beweist jedenfalls, daß uns die Indianer für tot halten, denn im anderen Falle hätten sie sich gewiß um unsere Skalpe bemüht."

Oliver stimmte dem Alten bei.

Von den kräftigen Ruderschlägen der beiden Flüchtlinge getrieben, kam das Boot rasch vorwärts.

Der Wald begann sich zu lichten und trat endlich von beiden Ufern weit zurück. Eine Hügellandschaft zeigte sich, durch die sich der Fluß mit ruhigerem Laufe dahinwand. Zur Rechten erhoben sich höhere Berge, zwischen deren steilen Wänden kleine Bächlein dem Flusse zuströmten.

"Das Glück begünstigt uns", sagte Diego, mit seinen sehnigen Armen unermüdlich die Ruder handhabend. "In dieser bergigen Gegend, die zudem keinen üppigen Graswuchs besitzt, dürfte es keine Büffel und somit auch keine Rothäute geben. Weiter droben, wo jener Bach entspringt, sehe ich auch dichtere Wälder. Wollen wir landen?"

Oliver sprang ans Ufer und dehnte seine Glieder.

"Gott sei gelobt, daß wir endlich aus dem engen Kasten herauskommen; meine Beine sind ganz steif. Also nun auf nach einem Stück Wild!"

"Sachte, sachte, Herr. Laßt uns zunächst die Gegend beobachten, damit wir wissen, ob wir völlig sicher sind und auch unser kostbarster Besitz nicht bedroht ist."

"Das Boot meinst du?"

"Gewiß. Was dem Reiter in dieser gefährlichen Wildnis das Pferd, das ist uns jenes Fahrzeug; unser Leben hängt davon ab, denn es ist das einzige Mittel, um uns in Sicherheit zu bringen, wenn man uns mit Uebermacht angreift. Dort sehe ich Spuren im Sand, die ich näher untersuchen will."

Aufmerksam musterte er den Boden, während Oliver Munition und Gewehre aus dem Boot nahm.

„Es sind Wildfährten,“ sagte Diego, sich erhebend. „Sie führen von der Höhe des Berges zum Flusse; hier muß der Tränkeplatz der Tiere sein. Steigen wir also im Tal des Baches aufwärts.“

Langsam, bei jedem Schritt sorgfältig um sich blickend, wanderten sie über das Geröll.

„Nun müssen wir uns trennen. Steigt zur Rechten gegen den Kastanienwald, Herr, während ich jenen Eichenbestand durchbirschen werde. Und wenn einer von uns einen Schuß hört, so eilt er auf dem kürzesten Weg dem andern entgegen.“

Das Geräusch von Diegos Schritten verlor sich. Oliver stand allein in der Wildnis, auf sein Gewehr gestützt, und blickte vor sich hin.

Welch traurige Wandlung war seit wenigen Tagen mit ihm vorgegangen! Vor kurzem war er ein froher, glücklicher Mensch, dem nichts fehlte, was das Leben angenehm und begehrenswert machen kann, der Liebling des Vaters, der Mutter Stolz und Freude — und heute ein vertriebener, heimatloser Flüchtling, von tausend Gefahren umgeben, täglich und stündlich am Leben bedroht, von allen verlassen, außer dem alten Diener, dessen Treue er reich zu belohnen beschloß, wenn ihm das Glück jemals wieder lächeln sollte. Aber wie konnte das geschehen? Wenn sie auch alle Gefahren bestanden und glücklich nach Charlestown gelangten, war er dort nicht derselbe arme Unglückliche wie jetzt?

Seufzend raffte er sich endlich auf und schritt in den Kastanienwald hinein, in der Hoffnung, bald zum Schuß zu kommen.

Der Boden war zerklüftet und steinig. Große Sandsteinfelsen lagen hier und dort verstreut, als hätten Riesen und Ungeheuer sie in einer gewaltigen Schlacht als Wurfgeschosse benützt. Immer steiniger wurde das Erdreich; die Wurzeln der Bäume klammerten sich um die Felsen, zwischen denen nur ganz spärlicher Graswuchs sichtbar war.

Immer höher kletternd, erreichte Oliver endlich eine Lichtung und blieb tief atmend einen Augenblick stehen.

Ein sonderbarer Geruch erregte seine Aufmerksamkeit. Er schien von einer kleinen Quelle zu kommen, die in der Nähe langsam aus dem Boden sickerte.

Oliver trat näher. Auf dem Spiegel des kleinen Wässerchens lag eine dünne, in allen Farben des Regenbogens schimmernde Haut, der scharfe durchdringende Geruch wurde noch stärker als früher.

Betroffen stand Oliver still. Er prüfte das Wasser, untersuchte nochmals mit größter Genauigkeit das schimmernde Häutchen und stieß einen leisen Ruf des Staunens aus.

„Petroleum!“

Ja, es gab keinen Zweifel mehr. Hier, in nächster Nähe der Quelle, mußte ein großes Lager des kostbaren Erdöls verborgen sein. Er folgte dem kleinen Rinnsal, das sich bald in den Boden verlor und entdeckte weiter unten eine Stelle, wo in langsamen, grünlichen Tropfen eine dicke Flüssigkeit, zäh und undurchsichtig, aus dem Gehänge sickerte. Die Spalten und Klüfte des Sandsteins verschlangen sie zwar augenblicklich, aber tiefer in der Erde, nur dem Bohrer erreichbar, lagen die Schätze, die die Natur jahrtausendlang dem gierigen Blick der Menschen entzogen hatte und die nun ein Zufall dem jungen Mann in die Hand spielte!

Staunen, Bewunderung und Freude malten sich auf Oliver's Antlitz. Ja, hier war ein Weg, der zur Wiedergewinnung des verlorenen Besitzes führen mußte. Wenn es dem Vater oder dem Oheim gelang, dieses Erdöllager auszubeuten, so mußte ihn der Ertrag hundertfach für seine von den Indianern vernichtete Habe entschädigen. Dann konnte man die Farm wieder aufbauen, mit starken Mauern schützen, die verwüsteten Felder wieder bebauen und neue dazukaufen. Wenn man die Erdölquellen ausbeutete

Aber wie?

2!!!
Hunderte von Meilen lagen zwischen dieser Stelle und der nächsten großen Stadt, und der Weg führte durch feindliches Gebiet. Nur eine gut ausgerüstete Expedition, mit Soldaten, Ingenieuren und Maschinen versehen, konnte ungefährdet hieherkommen. Und wenn das Lager schon entdeckt war! Wenn irgend ein Abenteurer oder Buschläufer schon einen Trupp entschlossener Männer gesammelt hatte, so daß die von Oliver geführte Expedition zu spät kam?

Der Knall eines Schusses weckte ihn aus seinen Betrachtungen. Das war Diego's Büchse; sicherlich hatte der Alte irgend ein Stück Wild erlegt. Oliver eilte, so rasch er konnte, der Richtung zu, aus welcher der Schall gekommen war, wobei er die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln vergaß.

Glücklicherweise schien die ganze Gegend völlig ausgestorben zu sein; das eintönige Brausen des Windes, der sich in den Kronen der Eichen wiegte, und der scharfe Schrei eines Geiers waren die einzigen Laute, welche die tiefe Stille unterbrachen.

Diego schritt, unter einer großen Traglast fast zusammensinkend, langsam über die Halde. Als er Oliver bemerkte, warf er die Bürde ab und lud sein Gewehr von neuem.

„Du hast Glück gehabt, Diego! Ein stattlicher Damhirsch!“

„Ja,“ sagte der Alte, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte, „das war Hilfe in der Not! Nun wollen wir aber sofort eine ausgiebige Mahlzeit bereiten. Hier, am Fuß dieser senkrechten Felswand, könnte man ein Feuer anmachen, damit der Rauch vom Flusse aus nicht sichtbar ist. Ich will indessen das Tier ausweiden.“

Während Diego dieses Geschäft kunstgerecht besorgte, zündete Oliver das Feuer an und steckte ein gabelförmiges Aststück in die Erde; dann legte er größere Holzstücke zu, bis die Flammen endlich niedriger brannten und die Glut eine starke Hitze ausströmte. Unterdessen hatte Diego eine

Keule abgetrennt und diese an einen Stab gespießt, den er nun über die Gabeln legte. Während der köstliche Braten langsam gedreht wurde und von Zeit zu Zeit Fetttropfen mit zischendem Geräusch in das Feuer fielen, erzählte Oliver von seiner Entdeckung.

Der Alte war aufrichtig erfreut.

„Nun heißt es aber schnell nach Charlestown eilen, Herr, damit uns ja niemand zuvorkommt. Ich fürchte, daß Thoms unsere Spur verfolgt; wenn er die Stelle findet, die Ihr soeben entdeckt habt, so dürfte unsere Expedition einen harten Kampf zu bestehen haben.“

„Meinst du, daß er die Indianer herbeilockt?“

„Entweder dies oder — er kann ja ebenso wie wir Hilfstruppen suchen. Auf jeden Fall gelangen wir nicht in den ungestörten Besitz unserer Entdeckung.“

„Wohin sollte er sich wenden, um eine Expedition zusammenzubringen? Weit und breit gibt es keine große Stadt außer Charlestown — und dort kommen wir ihm mit Bestimmtheit zuvor.“

Der Alte wiegte langsam den Kopf.

„Ich traue dem Menschen alles zu. Wenn es ihm gelingen sollte, sich wieder beritten zu machen — und das ist bei seinen Beziehungen zu den Indianern leicht möglich — so kommt er uns zuvor und kann aus weiter Ferne Hilfe holen — — Aber seht doch: unsere Keule ist inzwischen gar geworden.“

Diego nahm den Braten vom Spieß und legte ihn auf einen flachen Stein.

Dann hieben die beiden Reisegefährten mit ihren scharfen Jagdmessern so tüchtig ein, daß binnen kurzem nur mehr der gewaltige Knochen übrig war.

„Nun heißt es wirtschaften; wir wollen das Fleisch in schmale Streifen schneiden und über dem Feuer trocknen, damit wir unseren Proviant ergänzen.“

Als dies geschehen war, bemerkte Oliver:

*und wenigstens
1 Feig!*

„Willst du nicht mit mir die Stelle besuchen, auf die wir so große Hoffnungen setzen?“

Diego war bereit. Er löschte die letzten glimmenden Holzstückchen, um jeder Gefahr einer Entdeckung vorzubeugen, steckte das Messer zu sich und griff nach der Büchse.

Langsam stiegen sie aufwärts.

„Hat ein Petroleumlager für die Indianer denn gar keinen Wert?“ fragte Oliver.

„Wenig. Sie benützen allerdings das Öl als Heilmittel bei manchen Krankheiten und treiben sogar Tauschhandel damit, weil es sehr viele Stämme gibt, in deren Gebiet kein Öl gefunden wird. Allein bei dieser Bewertung handelt es sich immer nur um ziemlich kleine Mengen. Als ich vor Jahren eine Zeitlang im Lager eines befreundeten und friedlichen Indianerstammes zubrachte — es war derselbe, den später der rote Wolf überfiel und fast vernichtete — da konnte ich beobachten, wie sie das Öl gewinnen.“

„Wie? Treiben sie am Ende Bergbau darauf?“

„Nein; sie legen einfach auf die Stellen, wo Petroleum aus der Erde kommt, eine wollene Decke, ein Büffel-fell oder dergleichen. Da das Erdöl immer mit Wasser vermischt oder, besser gesagt, auf dem Wasser schwimmend zutage tritt, so saugt sich die Decke damit voll, während sie das Wasser nicht aufnimmt. Ist das geschehen, so windet man sie aus und gewinnt dadurch so viel Öl, als man zu Heilzwecken braucht. Ah, da sind wir zur Stelle.“

Er beobachtete den schillernden Spiegel der Quelle einige Zeit. Dann wandte er sich zu Oliver:

„Wenn mich nicht alles trügt, Herr, so liegen hier unermessliche Schätze verborgen; deren Hebung muß Euch zum reichen Mann machen, und wenn der Reichtum etwas für Euch bedeutet, so seid Ihr am Ziele Eurer kühnsten Wünsche! Ich sehe schon im Geiste hier eine große Stadt aus der Erde wachsen, Fabriken, Paläste, Handelshäuser

entstehen, eine Eisenbahn die Schätze des Bodens in weite Fernen führen —“

Oliver unterbrach den Alten, der mit einer Lebhaftigkeit sprach, die er noch niemals an ihm bemerkt hatte.

„Nein, lieber Diego, Reichtum um des Reichtums willen erstrebe ich nicht. Wenn ich diese Entdeckung ausnütze, vorausgesetzt, daß wir alle unsere Pläne verwirklichen können, so geschieht es deshalb, um meinen armen Vater zu trösten, um seine Farm schöner und besser wieder aufzubauen, um ihm alles das zu ersetzen, was er durch ein grausames Geschick verloren hat — das Beste und Teuerste, den armen Tommy, kann ihm ja keine Macht der Erde wiedergeben —“

Der Schmerz überwältigte ihn. Er konnte nicht mehr sprechen; Tränen fielen aus seinen Augen, denn gerade der Gedanke an den Schatz, der da vor ihm lag, machte ihm den Verlust des Bruders doppelt schmerzlich.

Der Alte blickte tiefbewegt zum Himmel.

„Aber nun dürfen wir nicht mehr klagen. Unsere Liebe gehört dem Toten, aber unsere Kraft, unsere Arbeit müssen wir denen geben, welche die Luft der Erde noch mit uns atmen. Komm, Diego, wir wollen so rasch als möglich zu meinem Oheim!“

Mit sicheren Schritten stiegen die beiden wieder ins Tal hinab. Oliver's kräftige Gestalt schien noch größer und bedeutender geworden zu sein. Er fühlte, daß die ernstesten und traurigsten Schicksale der letzten Zeit ihn zum Manne gereift hatten; er hatte sich selbst ein feierliches Versprechen gegeben, das er halten mußte, und beschloß, seinen kostbaren Besitz mit allen Kräften zu verteidigen.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, als Diego und Oliver wieder bei ihrem Boote ankamen. Bald war der Proviant verladen; mit frischem Mute steuerten sie wieder stromabwärts, und die Wellen des Flusses, die

sie bisher so treu und sicher durch alle Gefahren getragen hatten, schienen ihrem frohen Gespräch Beifall zuzuflüstern.

Die Sterne zogen am Himmel herauf und sanken wieder, die Sonne hob sich im Osten und näherte sich abermals dem Horizont, als ein Mann spähend und vorsichtig am linken Ufer des Flusses daherkam. Er prüfte sorgfältig die Spuren, die das zur Tränke eilende Wild in dem feuchten Sande zurückgelassen hatte; nun stand er still und beobachtete das rechte Ufer.

Plötzlich schien irgend ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Was für eine Fährte konnte das sein, die da neben der kleinen Bucht in den Boden gedrückt war? Für eine Wildspur war sie entschieden zu groß. Er stand einen Augenblick still; dann nahm er Büchse und Munitionsbeutel herunter, schnitt mittels eines scharfen Messers eine Anzahl Nester von den Bäumen und verband sie derartig, daß er sein Büffelfell darauf legen konnte; dann setzte er dieses improvisierte Floß auf das Wasser und belud es mit dem Munitionsvorrat und dem Gewehr. Langsam stieg er ins Wasser, während er das gebrechliche Fahrzeug mit einer Hand am Davonschwimmen hinderte. Als er den Boden unter den Füßen verlor, legte er sich auf das Wasser und teilte mit kräftigen Stößen die Wellen, indem er das Floß vor sich her stieß. Endlich landete er am andern Ufer. Er schüttelte wie ein Pudel das Wasser von sich, warf sich fröstelnd das Fell um und schritt stromaufwärts, da ihn der reißende Fluß weit hinabgetrieben hatte.

Seinem scharfen Auge entging nicht das geringste Zeichen, das von der Anwesenheit der beiden Flüchtlinge Kunde gab. Nur der Indianer ist im stande, alle Spuren so sorgfältig zu verwischen, daß ihn niemand verfolgen kann, außer seine eigenen Volksgenossen. Der Bandit hatte lange genug unter den Kindern der Prärie gelebt, um sich ihre Schlaueit zu nütze zu machen; er las in der Wildnis wie in einem offenen Buche und deutete seine Zeichen mit fast unfehlbarer Sicherheit. Hier ein achtlos

abgebrochener Baumzweig, dort ein Büschel niedergetretenes Gras, da wieder eine kaum erkenntliche Fußspur — das genügte ihm.

Leise stieg er den Abhang empor, immer weiter und höher. Da — ein Häufchen Asche. Hier hatten sie Rast gehalten. Eine blutige Stelle — dort hatten sie das erlegte Tier ausgeweidet. Und eine Spur führte noch höher hinauf.

Er beschloß, ihr zu folgen. Plötzlich aber hielt er inne. Waren die beiden landeinwärts gegangen? Nach den Spuren zu schließen, müßten sie vor längstens achtundvierzig Stunden hier gewesen sein. Wie aber, wenn sie wieder zum Boot zurückgekehrt waren und ihren Weg zu Wasser fortgesetzt hatten! Dann verlor er kostbare Zeit!

Er stand still und überlegte. Warum verfolgte er eigentlich so hartnäckig diese zwei Menschen? War es nicht bloß der Durst nach Rache, der ihn trieb, derselbe Haß, der ihn verleitet hatte, dem nach seiner Meinung ungerechten und grausamen Herrn die Rothäute auf die Farm zu heizen? Oder war es jenes Gefühl von Neid und Mißgunst, das alle Menschen, deren Leben unstat und zerfahren ist, dem Besitzfrohen und ruhig Arbeitenden gegenüber ergreift?

Der Mestize machte sich keine klaren Gedanken über seine Empfindung. Er beschloß, die Spur weiter zu verfolgen. Führte sie landeinwärts, so konnte er immer noch versuchen, die Flüchtlinge zu erreichen; ging sie wieder zum Flusse zurück, so war es besser, die Verfolgung aufzugeben, denn der Vorsprung konnte nicht mehr eingeholt werden. Sie würden ihm schon ein andermal in den Wurf kommen.

„Was gäbe ich jetzt für ein Pferd!“ knirschte er zwischen den Zähnen.

Die dichtverschlungenen Wurzeln der Eichen und Kastanien hemmten seinen Schritt; mühsam ging es aufwärts. Endlich lichtete sich der Wald. Hier an dieser Quelle mußte einer der beiden getrunken haben; das Gras war zertreten, was war das? Was schillerte so bunt auf dem Wasser? Erdöl, richtiges Erdöl!

Der Bandit brauchte längere Zeit, um sich darüber klar zu werden, was die Entdeckung bedeutete, die zweifellos kurz vor seiner Ankunft von den beiden Menschen gemacht worden war, die er so eifrig suchte.

Augenblicklich änderte er seinen Plan. Nun galt es so schnell als möglich die Hilfe von Weißen herbeizurufen; o, das Geheimnis würde er teuer verkaufen! Freilich ging die Sache nicht ohne Verrat an den Indianern, seinen bisherigen Freunden, ab; aber was lag Thoms an einem neuen Verrat! Und er würde Geld für seine Nachricht bekommen, so viel Geld, wie er sein ganzes Leben lang niemals beisammen gesehen hatte! Ein wohlküstiger Schauer durchlief ihn. Er schloß die Augen und zitterte am ganzen Körper.

3. In Charlestown.

Endlich erwachte Thoms aus seiner Betäubung. Er stieß einen Seufzer aus und blickte abermals auf die Quelle, die so klein und unscheinbar vor ihm lag und doch die reichsten Schätze barg; aber wie konnte man diese heben?

Vor allem galt es, Diego und Oliver zuzukommen. Mochten sie immerhin Charlestown erreichen; wer konnte wissen, ob sie die Quelle überhaupt einer näheren Betrachtung gewürdigt hatten? Ob sie den Wert ihrer Entdeckung verstanden?

Der Bandit setzte sich auf einen Stein, legte das Gewehr quer über die Beine und dachte über seine Lage nach.

Da unten, in der geheimnisvollen Tiefe, quoll das Öl; jahrtausendlang hatte es die Natur den Augen der Menschen verborgen; vielleicht war der ungeheure Behälter schon zum großen Teile ausgeronnen, Tropfen auf Tropfen hervorgequollen, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte. Aber schließlich war es ihm einerlei, ob die, welche er hieher führte, viel oder wenig gewannen. Zunächst

mußte er seine Entdeckung so gut als möglich verkaufen; dann konnte er ja sehen, ob auch er bei seinen Bohrungen Glück hatte, ob er imstande war, zu Reichtum und Wohlstand zu kommen durch rastlose, unermüdlige Arbeit . . .

Arbeit! Der Gedanke erregte in Master Thoms keine sonderlich angenehmen Empfindungen. Wenn er Geld brauchte, gewann er lieber beim Kartenspiel, was ihm gerade nötig schien — und mit der Ehrlichkeit nahm er es ja nicht allzu genau. Wer mit ihm in Berührung kam, schielte ihn von der Seite an, zog den Gürtel um seine Geldkase fester und lockerte das Messer. Alles mißtraute ihm, suchte ihn zu schädigen und zog sich vor ihm zurück. Als Mestize und Landstreicher war er es nicht anders gewohnt. Gut, er wollte der Welt, die ihn von sich stieß, Gleiches mit Gleichem vergelten! Und dieses Geheimnis — na, billig verkaufen würde er es nicht!

Ein häßliches Lächeln huschte über sein Gesicht.

Die Entdeckung war in der That von höchstem Wert. Seit man an verschiedenen Orten Nordamerikas auf Petroleumquellen gestoßen war und bald hier, bald dort ungeheure Mengen Öl gewonnen hatte, schien es, als habe sich der Bevölkerung eine Art Fieber bemächtigt. Wie auf die erste Nachricht von der Entdeckung der Goldminen in Kalifornien Tausende und Abertausende ihre Heimat verließen, um leicht und mühelos zu Geld und Ansehen zu kommen, so bohrte man auch jetzt an vielen Stellen, wo man größere Mengen des kostbaren Öls vermutete, ohne weitere Ueberlegung drauf los; Spekulanten kauften das Land zu ungeheuren Preisen auf und verkauften es wieder mit noch größerem Gewinn, und überall, wo die Bohrungen lohnend gewesen waren, entstanden Städte mit wachsender Einwohnerzahl, neue Bahnlinien, industrielle Unternehmungen aller Art. Das Geld, das man in den Boden gesteckt hatte, trug reichliche Zinsen, die Unternehmer wurden reiche Leute.

Freilich, überall gelang diese Spekulation nicht; nie-

mand erfuhr von den unzähligen zerstörten Existenzen, von den vertrauensseligen Leuten, die bereitwillig ihre Ersparnisse solchen Unternehmungen zur Verfügung gestellt hatten und nun um ihr mühsam erworbenes Geld betrogen wurden, wenn man trotz aller kostspieligen Bohrarbeiten das erwartete Öl nicht fand oder eine bisher ergiebige Quelle plötzlich zu fließen aufhörte.

Alle diese Dinge machten dem Mestizen indessen keine Sorge. Sein Sinnen und Trachten ging nur dahin, aus seiner Entdeckung so viel wie möglich herauszuschlagen.

Nach Charlestown konnte er sich nicht wenden; die Gefahr einer Entdeckung war zu groß, auch war es keineswegs ausgemacht, ob Oliver und Diego nicht doch Bundesgenossen finden und eine Expedition ausrüsten würden. Größeren Vorteil versprach er sich von einem andern Plan: er wollte die Stadt M. zu erreichen trachten, wo eine größere Anzahl reicher Yankees wohnte, um einen oder den andern von ihnen für seine Entdeckung zu interessieren. Gelang die Sache, so mußte man ihm nicht nur einen fürstlichen Führerlohn bezahlen, sondern auch einen Anteil am Ertrag der Quellen in Geld zusichern. Dann hatte sein bisheriges trauriges Leben ein Ende, er war ein gemachter Mann, dessen Reichtum seine ganze zweifelhafte Vergangenheit zudecken und ihn zur geachteten Persönlichkeit erheben mußte. Er wußte ja, was das Geld alles vermag!

Sein Entschluß war gefaßt.

Als er sich langsam mit der Miene eines Mannes, der entschlossen ist, alle Hindernisse zu überwinden, von seinem Platz erhob, war er nur noch im Unklaren über die Richtung, die er zunächst einschlagen sollte.

Nach M. war es mehr als dreimal so weit als nach Charlestown; dazu ging der Weg durch das Gebiet feindlicher Indianerstämme. Wie schmerzlich wurde jetzt der Verlust des Pferdes von Thoms empfunden! Aber es gab keine Wahl. Zum Glück hatte man ihm ja die Waffe nebst Munition gelassen.

„Ich bin doch begierig, ob ich nicht noch einmal einen tüchtigen Schuß auf diese beiden Kerle feuern werde! Goddam, der sollte dann nicht versagen!“

Während er diese Worte zwischen den Zähnen hervorstieß, stieg er langsam abwärts. Er beabsichtigte, auf einem Umweg, möglichst durch den Wald gedeckt, M. zu erreichen. Seine gute Büchse sollte ihm Proviant verschaffen, und schließlich hatte er den Indianern genug an Listen und Kniffen aller Art abgelernt, um seine Spuren unkenntlich zu machen und sich zu verbergen, wenn es nötig sein sollte.

Während Thoms noch auf der Höhe des Berges saß und brütete, näherten sich seine beiden Feinde dem Ziel ihrer Reise. Bei einer Biegung des Flusses erblickte Oliver die Dächer der Stadt und stieß einen lauten Freudenschrei aus.

„Gott sei gelobt, nun sind wir wieder unter Menschen!“ rief der alte Diego mit Tränen in den Augen.

Rasch kamen sie der Stadt näher. Schon konnte man die roten Ziegeldächer unterscheiden, die im Licht der untergehenden Sonne schimmerten; Herden von Kühen weideten auf den saftigen, grünen Rasenplätzen, kleine Häuschen mit Gemüsegärten tauchten aus dem dichten Laub der Bäume empor, und endlich trieben die Flüchtlinge den Kahn ans Land und betraten wieder nach langer Zeit den festen Boden.

Bald hatten sie das Haus des Onkels erfragt und schritten nun durch eine Reihe von Gäßchen gegen die Hauptstraße zu, wohin man sie gewiesen hatte.

Die Stadt Charlestown war an jener Stelle des Flusses angelegt, die die größeren Schiffe eben noch erreichen konnten; schon ein kleines Stück stromaufwärts war das Gefäll des Flusses so stark und die Tiefe so gering, daß man ihn nur mit kleineren Fahrzeugen bereisen konnte. Wie die meisten amerikanischen Städte war es in wenigen Jahren schnell zu bedeutender Größe angewachsen; an vielen Stellen bemerkte man Bretterhäuser mit großen,

Gute Nacht, nun sind wir wieder unter Menschen!

2

marktschreierischen Fassaden aus bemalten Planken, auf denen irgend ein Geschäft oder Unternehmen mit prahlerischen Inschriften angekündigt war; da und dort gab es Gasthäuser von zweifelhafter Güte, in denen wilde, verlotterte Gesellen mit finsterem Gesichtsausdruck ihren Schnaps tranken und Karten spielten; manche schrieen wild durcheinander, ballten die Fäuste und zogen die Revolver und Messer aus dem Gürtel, denn jeder von ihnen war gut bewaffnet.

„Welch gefährliches Gesindel hier wohnt! Zur Nachtzeit wollte ich nicht durch diese Straßen gehen,“ sagte Oliver zu Diego.

Dieser zuckte die Achseln.

„Ja, das sind die Schattenseiten des raschen Aufschwunges unserer Städte. Seht Ihr den Ausladeplatz dort unten, wo das Dampfschiff hält? Dort habe ich vor vielen Jahren als junger Bursch gearbeitet. War gut bezahlt, Herr, und stand auch gut im Futter. Hatte mir auch schon einiges erspart — da kam ein solcher Geselle, wie Ihr deren hier genug umherlaufen seht, und lockte mich in eine jener Brauntweinspelunken. Dort tranken sie mir zu, knebelten mich und plünderten mich aus. Ich mußte froh sein, daß sie mir nicht noch das Leben nahmen. Arm wie eine Kirchenmaus kam ich auf Gures Vaters Farm — so arm, wie ich jetzt wieder in Charlestown einziehe!“

Der Alte blickte traurig vor sich hin.

„Ach was, laß die Kopfhängerei, Alter, von nun an wird es dir besser gehen! Denke an unsere Entdeckung!“

Sie bogen in die große, elegante Hauptstraße ein. Da sah es nun freilich anders aus als am Ladeplatz beim Flußufer; schöne, festgebaute Häuser aus Stein mit kleinen Vorgärten zeigten sich, die Straße war trefflich gepflastert, mit breiten Gehwegen versehen und von gut gekleideten Leuten belebt, so daß die beiden Wanderer sich ihres arg mitgenommenen Anzuges zu schämen begannen.

„Hier ist Onkel Harrys Wohnhaus. Ich fürchtete schon, daß uns die Wache aufgreifen würde.“

Ein schönes Messingschild zeigte den Namen Onkel Harrys. Schüchtern setzte Oliver die Klingel in Bewegung. Ein Meger öffnete und ließ die beiden in den mit schönen, bunten Steinplatten ausgelegten VorSaal treten.

Plötzlich vernahm Oliver in einem der Zimmer, die auf den VorSaal führten, eine bekannte Stimme, die in zitterndem Tone, hastig und abgerissen, die Worte hervorstieß:

„Ein junger Mann — und — und — ein älterer — wo sind — wer ist es — —“

„Ich bin's Vater, lieber, lieber Vater, dein Oliver!“

Und laut jubelnd riß der lang Vermißte die Türe auf und warf sich dem Vater an die Brust. Der alte Diener stand daneben und sah mit stummer Rührung auf die Gruppe.

Endlich machte sich der Farmer, ein starker, hochgewachsener Mann mit schon ergrauendem Bart, von seinem geliebten Sohn los und streckte Diego die Hand entgegen, indem er etwas von Dank und Belohnung stammelte.

„Nichts da, Herr, was ich getan habe, um meinem lieben, jungen Herrn zu helfen, das war Menschenpflicht. Ich habe es Euch nicht vergessen, daß Ihr mich vor vielen Jahren auf Cure Farm genommen habt, bloß auf mein Gesicht hin, als mich die Schurken ausgeplündert hatten.“

In diesem Augenblick trat Onkel Harry, gefolgt von der Mutter Olivers, auf den VorSaal. Eine frohe Szene des Wiedersehens spielte sich ab, und nur das traurige Schicksal des armen Tommy, von dessen Tod Oliver, oft durch Schluchzen unterbrochen, erzählte, trübte das Glück der armen Eltern. Die Mutter weinte still vor sich hin; der Vater seufzte tief und schwer, und der Verlust der Farm schien ihm ein Nichts gegenüber dem harten Schicksalsschlag, den er erlitten hatte.

Es dauerte einige Tage, bis sich alle so weit beruhigt hatten, um von ihren Erlebnissen zu erzählen.

Der Vater war, von einer ihm selbst unerklärlichen Bangigkeit getrieben, früher nach der Farm aufgebrochen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte; als er sich deren Umgebung näherte, fand er kleine Trupps umherschweifender Indianer, die aber ihn und seine berittenen Knechte, die gut bewaffnet waren, nicht anzugreifen wagten. Von bösen Ahnungen gequält, beschleunigte er die Reise und stand plötzlich zu seinem größten Schmerz auf der Trümmerstätte, deren rauchende Balken Zeugnis von dem furchtbaren Brand ablegten, der sein Besitztum zerstört hatte. Unter beständigen Belästigungen der Rothäute erreichte man endlich die Stadt Charlestown, wo der Farmer sofort seinen Bruder aufsuchte.

Sodann berichtete Oliver von seiner Entdeckung. Ein Strahl der Freude glitt über das sorgenvolle Gesicht des Farmers, als Harry ausrief:

„Nun, das nenne ich doch bei allem Unglück Glück haben! Freue dich, Bruder; wenn Oliver's Beobachtungen richtig sind, kannst du bald deine Farm wieder aufbauen und gewinnst noch ein schönes Stück Geld!“

Es wurde nun eifrig beraten, in welcher Weise die Expedition ins Werk zu setzen sei.

Oliver meinte, man solle in Charlestown Freiwillige in möglichst großer Zahl anwerben und sie gut bewaffnen; je mehr Mitglieder die Unternehmung zähle, desto sicherer sei der Erfolg. Diego hingegen, der wie ein Glied der Familie an der Beratung teilnahm, schlug vor, eine gehörige Anzahl von Soldaten von der Regierung zu verlangen und sie als Bedeckung des Zuges zu benutzen.

Harry Smith war die ganze Zeit über still dageessen und hatte an seiner Unterlippe genagt. Endlich sprach er:

„Ich bin nicht für militärische Bedeckung. Einstweilen darf das Geheimnis der Quellen noch nicht unter die Leute kommen, und wir haben kein Recht, die Soldaten zum Schweigen zu verpflichten. Deshalb halte ich es auch nicht für gut, allzu viele anzuwerben; sonst läuft schlechtes Gesindel mit, das unser Unternehmen viel mehr schädigen

als fördern würde. Dreißig bis vierzig tüchtige, entschlossene Männer, die das Leben der Wildnis kennen und gut bewaffnet sind — das genügt. Und jedes Mitglied der Expedition muß sein Ehrenwort geben, niemandem eine Silbe über ihren Zweck zu verraten, bevor wir nicht tatsächlich Öl gefunden haben.“

Der Vorschlag fand schließlich die Billigung der anderen. Oliver fragte:

„Aber woher sollen wir so viel Leute nehmen?“

„Dafür laß mich sorgen, mein lieber Junge. Ich, dein Vater, du, Diego und die Knechte der Farm — sie sind doch verläßlich, wie?“

„Vollkommen verläßlich,“ bekräftigte der Farmer.

„Gut, das wären schon zwölf bis fünfzehn. Ferner gedenke ich einige Jäger und Fallensteller mitzunehmen, mit denen ich Euch morgen bekannt machen werde; sie kommen zu mir, um Geld für die Felle der erlegten Tiere zu lösen. Dann suche ich noch unter meinen Freunden und Bekannten hier etwa zehn tüchtige Männer aus. Das dürste genügen.“

Harry Smith entwickelte seinen Plan noch weiter. Er erbot sich, gegen einen später zu bestimmenden Gewinnanteil aus dem Ertrag der Ölquellen die gesamten Kosten des Unternehmens zu bestreiten; die Teilnehmer sollten auf einem eigens für sie gemieteten Schiff unter dem Vorwande einer Jagd bis zu der Stelle fahren, wo Oliver und Diego gelandet waren; dann wollte man eine entsprechende Besatzung auf dem Schiff zurücklassen und die Fundstelle suchen. Zeigte sich, daß man auf Gewinn hoffen könne, so wollte er selbst zum Schiff zurück und nach Charlestown fahren, um es mit Bohrmaschinen und Werkzeugen zu beladen; sodann würde man wieder zu den übrigen Mitgliedern zurückfahren, die inzwischen ein befestigtes Lager errichten sollten, um vor Überraschungen seitens der Indianer sicher zu sein. Dann könne man frisch und fröhlich den ersten Derrick bauen.

„Was ist ein Derrick?“

„Ein Derrick ist ein Gerüst, das man haben muß, um die Bohrinstrumente darin aufzuhängen; es besitzt die Form einer vierseitigen Pyramide und besteht aus festen Stangen, die man miteinander durch Querbölzer verbindet. Das Ganze ist etwa 15 m hoch.“

„Wäre es nicht einfacher, lieber Harry,“ bemerkte jetzt der Farmer, „wenn du sofort das Schiff mit Werkzeugen und Maschinen ausrüsten würdest, damit man die zeitraubende Rückfahrt ersparen könnte?“

Harry schüttelte den Kopf.

„Ich wage es nicht; wäre ich ein Yankee, so würde ich vielleicht alles auf eine Karte setzen und mein ganzes Vermögen in das Unternehmen stecken — aber mein deutsches Blut will von einer so gewagten Spekulation nichts wissen. Jedenfalls müßte mein Freund, Ingenieur Lincoln, zuvor sein Urteil abgeben. Denke nur: wenn sich die Quellen nicht ergiebig zeigen oder plötzlich ausbleiben sollten, nachdem wir schon Tausende von Dollars für die Ausbeutung aufgewendet haben — wer ersetzt uns den Verlust? Wer soll für dich und deine Familie sorgen, wenn mein ganzes kleines Vermögen verloren gehen würde?“

Der Farmer mußte dem Bruder recht geben.

Am nächsten Morgen erschienen die Jäger, von denen Harry Smith gesprochen hatte. Es waren zehn Mann, große, starke Gestalten, mit struppigen Bärten und sonnenverbrannten Gesichtern; auf ihre gewaltigen Schießprügel gestützt, standen sie wie die letzten Abkömmlinge eines Geschlechtes von Riesen in dem Kontor und ließen sich von Harry unter Mithilfe Oliver's den Preis für ihre Felle auszahlen.

„Nun, Mr. Simon, wo habt Ihr denn diesen Winter über gejagt?“ fragte er den ältesten von ihnen, dessen Anblick an einen knorrigen Eichenstamm erinnerte.

„Am Griesee, Herr. Bei Buffalo schickte ich den Wagen zurück und fuhr mit meinem Kanoe weiter nach der Blockhütte, die ich mir im vergangenen Winter gebaut hatte;

es war diesmal ein ergiebiges Jahr. Soviel Pelzwerk habe ich noch selten erbeutet."

"Und was gedenkt Ihr nun zu tun?" fragte der Geschäftsmann, während Oliver eine Anzahl Goldmünzen, die schon bereit lagen, aus der Kasse nahm und dem Alten reichte.

"Weiß selbst noch nicht. Soll ich an Bord eines Dampfers gehen, Kohlen schaufeln und schwitzen, oder am Land arbeiten — eins ist mir so fatal wie das andere. Wer das freie Waldleben gewohnt ist, der fühlt sich nirgends wohl als beim Jagen, Fischen und Fallen stellen. Ist's nicht so, Gentlemen?"

Ein beistimmendes Brummen der übrigen Jäger bekräftigte seine Worte.

"Würdet Ihr Euch mit Euren Gefährten," fuhr Harry mit leiser Stimme fort, "an einer Expedition beteiligen, die ich ausrüsten möchte, und welche die Ausbeutung eines Bergproduktes zum Zwecke hat?"

Die Waldgesellen blickten sich gegenseitig an.

"Natürlich werde ich Euch alle Kosten ersetzen; wenn die Sache glückt, so erhaltet Ihr eine Abfindungssumme zum Dank für Eure Teilnahme, die nicht ganz gefahrlos ist — es geht durch Indianergebiet — und im Herbst könnt Ihr wieder in Eure Wälder ziehen. Wollt Ihr den Vorschlag erwägen?"

Die Aussicht auf Gewinn wirkte lange nicht so verlockend auf die Trapper als die Vorstellung, daß es zum Kampf mit den Indianern kommen könnte. Sie berieten sich eine Zeitlang im Flüsterton: endlich trat der alte Simon vor und nahm im Namen seiner Gefährten den Vorschlag an.

"Also nächste Woche treffen wir uns alle hier, Gentlemen; bis dahin gute Unterhaltung!"

Als die letzte der hohen Gestalten den Raum verlassen hatte, rieb sich Harry vergnügt die Hände.

"Wir können uns zu dieser Eroberung Glück wünschen,

lieber Oliver!" sagte er zu seinem Neffen. „Das sind Gesellen, von denen jeder einzelne ein Duzend unserer Soldaten aufwiegt. Sie werden uns von größtem Nutzen sein!"

„Bringen diese Leute den ganzen Herbst und Winter allein in der Wildnis zu?" fragte Oliver erstaunt.

„Allerdings. Die Jagd, die sie betreiben, gestattet keinerlei Geselligkeit. Im Herbst werden sie ausgerüstet, wenigstens die von ihnen, die zu arm sind, um sich selbst das Nötige zu verschaffen; sie erhalten von einzelnen Unternehmern — auch ich habe einige von ihnen ausstaffiert, darunter den alten Simon — Lebensmittel, Kaffee, Zucker, Mehl u. s. w. und dazu jeder zwei Kanoes. Das alles wird auf Wagen geladen und so weit fortgeführt, als sie es wünschen; an der von dem Trapper bezeichneten Stelle werden die Kanoes ausgeladen, in den See gebracht und mit Lebensmitteln gefüllt. Der Jäger fährt dann allein über den See bis zu jener Stelle, wo er sich im Vorjahr sein Blockhaus gebaut hat, und beginnt seine Tätigkeit."

„Und wann verkauft er das Pelzwerk?"

„Gewöhnlich im Frühjahr, wenn er mit seinen Fellen und Häuten wieder zurückkehrt. Er hat das Recht, einen bestimmten Anteil an der Beute zu fordern, den er in Geld ausbezahlt erhält. Haben die Leute ihr Geld bekommen, so wird es meistens bald vertrunken, verspielt und verjubelt. Um so lieber ist es mir, daß diese Burschen sich uns anschließen wollen. Nun aber muß ich eilen, um die übrigen Mitglieder unserer Expedition zusammenzubringen."

Die weiteren Schritte Onkel Harrys hatten so viel Erfolg, daß schon nach wenigen Tagen die gewünschte Teilnehmerzahl beisammen war. Nun wurde ein kleines Dampfschiff gemietet, mit Vorräten, Waffen und Munition beladen, und endlich war alles so weit gediehen, daß man die Abfahrt auf sechs Uhr früh des nächsten Tages festsetzen konnte.

4. Die Expedition.

So wenig sich auch unser deutsches Empfinden mit manchen Seiten des amerikanischen Charakters befreunden kann, eine verdient doch unsere Beachtung und Nachahmung: die zähe Energie, mit der alle Unternehmungen ins Werk gesetzt und den stärksten Hindernissen zum Trotz durchgeführt werden. Das Wort „unmöglich“ scheint der Amerikaner in der Tat nicht zu kennen.

Mag es sich um eine Bahnanlage, um die Ausnützung eines Bergwerkes, um eine neue, unerhört kühne Brücke über einen reißenden Strom oder was immer handeln, stets überwindet die Ausdauer dieser unvergleichlichen Rasse alle Schwierigkeiten. Die Felschluchten hoher Gebirge, der Holzmangel der Prärien, die feindlichen Indianerstämme, die Schrecken der Elemente können sie nur für kurze Zeit aufhalten, aber niemals auf die Dauer von ihren Plänen abbringen. „Durch!“ lautet der Wahlspruch!

So dachten denn auch die vierzig Männer, deren Herzen höher schlugen, als zur festgesetzten Stunde die Dampfpeife ertönte und das Schiff sich langsam in Bewegung zu setzen begann.

Mr. Lincoln stand am Steuer, Kapitän und Steuer-
mann in einer Person, und blickte mit seinen scharfen,
grauen Augen stromaufwärts nach der luftblauen Linie
des fernen Gebirges, das die wunderbaren Ölquellen um-
schloß, die Hoffnung so vieler willensstarker Männer, die
bereit waren, den Kampf mit der Wildnis und ihren
Schrecken aufzunehmen.

Mr. Lincoln war ein „self-made-man“. Als Knabe
hatte er in Chicago Zündhölzchen und Briefpapier auf der
Straße verkauft, später als „Feuermann“ oder „Deckhand“
an Bord eines Dampfers sein Brot verdient, dann Maschinen-
bau studiert und sich zum Ingenieur ausgebildet. Da er auch
vom Bergwerkswesen viel verstand, schätzte sich Harry Smith
besonders glücklich, ihn für die Expedition gewonnen zu haben.

Zeit

ofern!
Am Ufer des Flusses breiteten sich weite Farmen aus; man sah das Vieh auf den grünen Wiesen behaglich liegen, von Hirten bewacht.

Der Anblick erregte in der Brust des Farmers trübe Erinnerungen an seinen zerstörten Besitz. Harry hatte alle Mühe, ihn aufzuheitern.

„Sei nicht traurig, Bruder, denke an deine Frau, die nun in Gesellschaft meiner Familie gewiß von uns und unserer Unternehmung spricht — und bedenke, daß du die Pflicht hast, ihr wieder ein behagliches und sorgenfreies Dasein zu schaffen. Wenn unsere Reise ihren Zweck erreicht, bist du weit reicher als zuvor!“

Der Farmer erwiderte nichts. Was sollte ihm der Reichtum? Mit Tränen im Auge gedachte er des armen Tommy.

Die Boote, die bis jetzt in ziemlich großer Zahl den Fluß belebt hatten, um die Erzeugnisse der großen Landgüter in die Stadt zu befördern, wurden seltener; hie und da zeigte sich noch ein Baum von Baumwurzeln um die Felder, in der That ein ausgezeichnete Schutz gegen alle Eindringlinge aus dem Tierreich; an einem von der letzten Farm schon ziemlich weit entfernten Punkte waren einige Männer damit beschäftigt, Baumwurzeln aus dem Boden zu ziehen. Die einzelnen Teile des Baumstumpfes waren mit Ketten am Ende eines Flaschenzugs befestigt, und mehrere starke Pferde zogen tüchtig an, um die störrischen Wurzelstöcke aus dem Boden zu reißen.

Endlich verschwand jede Spur menschlicher Tätigkeit; rechts und links lag die schweigende Wüste, unberührt und einsam; man hätte glauben können, daß man tausend Meilen von jeder Ansiedlung entfernt sei, und doch mußte es noch Tagereisen dauern, bis das Schiff den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte.

In der Nähe des Steuerruders hatten die Jäger Platz genommen.

„Gott sei Dank, daß wir aus diesem Häuserwarr

draußen sind," bemerkte ein Kanadier von großem, starkknochigem Körperbau. „Hier mutet einen doch alles ganz anders an; das Auge kann in die Ferne blicken und die Luft ist beinahe so frisch wie in unseren Wäldern. Ich begreife nicht, wie Menschen es im Innern eines solchen Steinhaufens längere Zeit aushalten können.“

„Gewohnheit, alles Gewohnheit, Mr. Fox," antwortete der Ingenieur. „Was würdet Ihr sagen, wenn Ihr zwei Jahre lang Dampfkessel heizen müßtet? Seht, das war meine Arbeit bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit.“

Der Jäger brummte etwas vor sich hin, stopfte sich eine kurze französische Pfeife und paffte nachdenklich die Dampfvolken in die Luft.

Stärker schlugen die Schaufeln des großen Rades ins Wasser, denn es galt eine Stromschnelle zu überwinden. Auf Vincolns Rat hatte man einen Dampfer gemietet, der nur ein einziges Schaufelrad besaß, das am Hinterteil des Schiffes angebracht war, wie es bei den Dampfern auf dem Mississippi der Fall ist; der reißende Fluß führte viel Treibholz mit, so daß ein Schraubendampfer dadurch bald Schaden gelitten hätte, wenn sich einzelne Äste und Zweige in die Schraube verwickelt hätten.

Die Nacht brach an; da aber heller Mondschein herrschte, wurde die Fahrt nicht unterbrochen, sondern mit vermindelter Geschwindigkeit fortgesetzt. Als der Ingenieur müde wurde, führte Harry für einige Stunden das Steuer.

Ein Tag nach dem andern verging.

Aufmerksamere musterten Oliver und Diego die Ufer des Flusses, denn die Stelle, wo sie damals gelandet waren, konnte nicht mehr fern sein. Harry machte erst jetzt den Gefährten genaue Mitteilung von dem eigentlichen Zwecke der Reise. Eines Morgens zeigten sich plötzlich am rechten Ufer die Gestalten berittener Indianer. Sie waren bis zum Gürtel nackt; ihre Gesichter waren mit roten und ockergelben Streifen bemalt, ein Zeichen, daß sie sich auf dem Kriegspfad befanden.

222

Simon riß die Büchse herunter und wollte sie schußfertig machen, als Harry mit dem Ruf auf ihn zueilte:

„Nicht schießen, um Gottes willen! Wollen Sie uns den ganzen Stamm auf den Hals jagen?“

Der Trapper befolgte zwar den Befehl, sah aber so erstaunt und verpflüfft drein, daß Oliver, der in seiner Nähe saß, sich eines lauten Lachens nicht erwehren konnte.

Es wäre auch in der That höchst unüberlegt gewesen, den gefährlichen Feind gerade in diesem Augenblick zu reizen. Zum ersten Male in seinem Leben dachte Oliver daran, daß die Weißen ja eigentlich als Feinde und Eindringlinge in das Gebiet der Indianer kamen und von ihnen keinen freundlichen Empfang erwarten durften.

In diesem Augenblick rief Diego:

„Hier ist die Stelle!“

Plötzlich geriet alles auf dem Schiffe in Bewegung. Der Ingenieur stoppte die Maschine; das Boot wurde herabgelassen, der Farmer, Oliver, Diego und Simon sprangen hinein und ruderten ans Land.

Harry Smith blieb noch auf dem Schiffe und ordnete den Wachdienst. Er bestimmte, daß eine Besatzung von acht Mann zurückzubleiben und auf jedes verdächtige Zeichen zu achten habe; sie sollten besonders zur Nachtzeit scharfen Ausguck halten, aber nur im äußersten Notfall schießen. Da man genug Waffen an Bord hatte, bekam jeder der acht Mann ein Gewehr nebst zwei Pistolen und reichliche Munition sowie Proviant für mehrere Tage.

Als diese Bestimmungen getroffen waren, schaffte man die Sägen, Äxte und Beile, die man mitgenommen hatte, ans Land, ebenso den Proviant für die Mitglieder der Expedition und die Munitionsvorräte. Oliver und Diego schritten voran, die Knechte des Farmers trugen das Gepäck und marschierten in der Mitte, während zur Rechten und Linken die Jäger mit schußbereiten Gewehren in der Hand den Zug deckten. Der Farmer und sein Bruder, der oft nach dem Schiffe zurückblickte, bildeten den Nachtrab.

„Nun wird die Sache ernst,“ bemerkte Harry. „Mir ist doch ein wenig ängstlich zumute. Wenn nur in unserer Abwesenheit dem Schiff und seiner Besatzung kein Unglück zustößt; denn dann wären wir in dieser Wildnis einem Angriff der Indianer gegenüber doch in sehr kritischer Lage!“

Während der Landung des Schiffes waren die indianischen Reiter starr wie Bildsäulen auf der Höhe des Ufers gestanden und hatten die Szene beobachtet. Nun warfen sie ihre Pferde herum und sprenkten landeinwärts.

„Nur keinen übereilten Angriff, keine Feindseligkeiten,“ warnte der Farmer. „Wenn wir den Indianern keinen Anlaß geben, warum sollten sie unseren Zug stören?“

„Um,“ meinte Harry, „es gibt keinen Frieden zwischen Weißen und Roten. Hast du sie etwa gereizt? Und doch haben sie deine Farm verbrannt und dir dein ganzes Hab und Gut genommen. Das einzige, was wir tun können, ist: unnützes Blutvergießen vermeiden.“

Der Zug bewegte sich langsam aufwärts. Weit und breit ließ sich kein Feind blicken.

Nun erreichten die Männer den Platz, wo Diego den Damhirsch ausgeweidet hatte. Es wurde Rast gehalten; die Unruhe aber und das Verlangen, die Quelle endlich zu sehen, waren so groß, daß alle nach kurzer Ruhe wieder aufbrachen. Niemand sprach ein Wort zu seinem Nachbar; die Jäger horchten auf jedes Geräusch, das ein brechender Zweig, ein Windstoß in den Kronen der Eichen und Kastanien erregte. Spannung und Erwartung lag auf allen Gesichtern.

Endlich deutete Oliver mit der Hand auf eine Berg-
halde und sagte:

„Dort ist die Quelle.“

Die Männer strengten alle ihre Kräfte an. Keuchend schleppten die Knechte ihre schweren Ballen; der Ingenieur, jede Gefahr vergessend, sprang ohne Waffe den Abhang hinauf.

Die Quelle war erreicht. Die Träger warfen ihre

Last auf den Boden, wischten den Schweiß von den glühenden Gesichtern und blickten aufmerksam nach Mr. Lincoln, der die geheimnisvolle Stelle untersuchte, wo das Öl hervorsickerte.

Längere Zeit betrachtete er in gebückter Stellung die Quelle, prüfte das benachbarte Gestein, ließ die forschenden Blicke über die Geröllmassen der Umgebung schweifen und sagte endlich zu den in atemlosem Schweigen dastehenden Männern:

„Ich glaube wirklich, daß diese Hänge große Massen Öl bergen.“

Die wenigen Worte genügten, um die größte Aufregung unter den Männern hervorzurufen. Niemand dachte daran, daß man sich unter Feinden, in einer fremden, gefährlichen Gegend befand; alle liefen zu den Stellen, wo das Öl aus dem Boden sickerte, stießen Rufe des Entzückens aus, scharzten mit den Fingern die Erde auf und überzeugten sich durch alle Sinne, daß man wirklich den kostbaren Stoff gefunden hatte, dessen Ausnutzung Reichtum verhieß.

Nur die beiden Brüder, Oliver, Diego und der Trapper Simou blieben ruhig stehen und sahen den übrigen zu.

„Siehst du, wie das Geldfieber diese ruhigen, ernstesten Männer gepackt hat?“ sagte der Farmer. „Nun heißt es unsere ganze Willenskraft aufbieten, sonst treibt ein jeder, was er will und die Expedition löst sich auf, bevor sie ihre Arbeit beginnen kann.“

Harry nickte. Er begriff, daß nun er als Führer der Truppe die Aufgabe hatte, um jeden Preis Mannszucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, wenn sie nicht von den Wilden völlig vernichtet werden sollte.

Mit starker Stimme rief er in den Lärm hinein:

„Schlagt das Lager auf und befestigt es!“

Ungern und zögernd gehorchten die Leute; aber die Notwendigkeit eines genügenden Schutzes war zu einleuchtend, als daß die Erwerbsgier nicht eine Zeitlang zurückgedrängt worden wäre. Während Harry mit seinem Bruder und

Oliver die Höhe eines kleinen Hügels bestieg, um Wache zu halten, zerstreuten sich die übrigen in den Wald. Bald trachten stürzende Zweige und Äste; man fällte Bäume, sammelte Brennholz und baute an einer geeigneten, höher gelegenen Stelle eine Hütte aus dünnen Baumstämmen, mit Fellen und Blätterzweigen gedeckt, die für den Anführer bestimmt war. Unter Anleitung der Jäger wurde aus Stämmen und Astwerk eine feste Brustwehr errichtet, deren Innenseite mit Büffelfellen, Proviantballen und Steinen verkleidet und zur Verteidigung trefflich geeignet war. Sämtliche Feuerstellen wurden mit flachen Steinen umstellt, damit der Schein des Feuers zur Nachtzeit möglichst wenig sichtbar werden und die Stelle des Lagers umhersehenden Feinden verraten konnte.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Die Sterne stiegen am Himmel auf; lauter rauschte der Wind in den Baumkronen und ein buntes Treiben begann in dem kleinen Lager. Auf dem Platze vor dem Zelt des Führers standen sämtliche Gewehre in Pyramidenform zusammengestellt; einige der jüngeren Männer holten Wasser, andere zündeten die Lagerfeuer an und bereiteten ihr Nachtmahl. Der rote Schein der zuckenden Flammen beleuchtete die braunen Gesichter, blitzte auf den Gewehrkolben und warf tanzende Schatten auf den Boden. Neben den Feuerstellen hatte man Reisigbündel aufgestellt, die bei der Annäherung von Feinden sofort entzündet werden konnten, um das ganze Lager hell zu beleuchten und den Schützen ein sicheres Zielen zu gestatten.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln schienen indessen überflüssig. In tiefem Schweigen lag der Wald da und nichts verriet die Nähe eines Feindes.

In der Hütte Harrys saß Mr. Lincoln neben Oliver und Diego und sprach wacker den Speisen zu. Als sein ziemlich starker Appetit befriedigt schien, wandte er sich zu Oliver und bemerkte:

„Wenn mich nicht alles täuscht, junger Mann, so haben Sie sogar eine flowing well entdeckt.“

„Was ist das, Mr. Lincoln?“

„Eine flowing well ist eine Ölquelle, die von selbst aus dem Boden quillt, wenn man sie einmal angebohrt hat, ohne daß man erst mit Pumpen nachhelfen müßte. Die Masse des Öls, das aus einem solchen unterirdischen Behälter zutage tritt, ist oft ungeheuer groß: es wird sich empfehlen, recht viele ‚tanks‘ oder große Butten und Behälter mitzunehmen, damit der kostbare Stoff nicht nutzlos vergeudet wird.“

„Wieviel Öl liefert solch eine flowing well?“

„Das ist sehr verschieden. Als ich vor einigen Jahren in Pennsylvanien war, bohrten wir eine an, die 125 Barrels in 24 Stunden lieferte — ein enormer Ertrag, wenn man bedenkt, daß ein Barrel oder Faß 48 Gallonen, eine Gallone beiläufig fünf gewöhnliche Weinflaschen enthält. Natürlich wurden die Besitzer dieser Quelle — es waren ein paar arme Teufel von Auswanderern, die für ihr letztes Geld zufällig gerade das Feld gekauft hatten, auf welchem sie lag — in etwa einem halben Jahre zu Millionären. Und der eine von ihnen war bereits ganz verzweifelt, weil er schon an drei Orten ohne jeden Erfolg gebohrt hatte und sein Bohrer ‚foul‘ geworden war.“

„Was bedeutet das?“ fragte der Farmer.

„Es kommt mitunter vor,“ antwortete der Ingenieur, indem er sich behaglich zurücklehnte und die Pfeife anzündete, „daß die Bohrwerkzeuge sich einklemmen und abbrechen. Dann ist natürlich jede weitere Arbeit unnütz; das Material ist verloren, das Loch nicht mehr frei zu machen und der Ölsucher muß an einem anderen Orte seine mühsame Arbeit noch einmal beginnen. Wenn man bedenkt, daß mancher schon bis 250 m tief gebohrt hat und nun alle Mühe verloren ist —“

„Was Sie nicht sagen! So tief liegt das Öl?“

„Je nachdem, es lagert natürlich nicht überall im gleichen Niveau. Im Gebiet des Oilcreek, wo ich die Verhältnisse genauer kenne, liegt die Sache folgendermaßen: zuerst trifft

der Bohrer eine Lage Schiefer, sodann eine Sandsteinschicht von drei bis vier Meter. Ist diese durchbohrt, so gelangt er zu einer zweiten Schieferlage; unterhalb dieser liegt der ‚zweite Sand‘ in einer Tiefe von etwa zweihundert Metern. Dann folgt die ‚dritte Schieferlage‘, die leicht zu durchbohren ist, und unterhalb dieser der ‚dritte Sand‘. Dieser enthält das Öl; darauf lagert aber meist noch eine Schicht Salzwasser. Auch sind Verunreinigungen mit Schlamm und Wasser häufig, so daß man“

In diesem Augenblick kam Simon in die Hütte und flüsterte Harry etwas ins Ohr. Dieser stand sofort auf und begab sich auf den Platz inmitten des Lagers.

Es war ein Streit wegen der Verteilung der Wachen entstanden, weshalb jetzt Harry die Anzahl der Schildwachen sowie deren Ablösung bestimmte. Jedem einzelnen Mitglied der Expedition wurde sein Platz zugewiesen, den er im Falle eines nächtlichen Angriffs einzunehmen hatte.

Die kanadischen Jäger sollten, als die besten Schützen, bei Alarmierung des Lagers sich auf der Anhöhe um die Führerhütte herum aufstellen und jeden Feind einzeln aufs Korn nehmen. Die übrigen sollten sofort nach dem Alarmsignal ihre Büchsen aus der Pyramide nehmen und sich hinter der Brustwehr verteidigen.

Harry machte noch einmal die Runde um das Lager und überzeugte sich von der genauen Befolgung seiner Befehle.

Die Feuer waren zum größten Teil erloschen. Die Jäger hatten sich in ihre Büffelfelle gewickelt und schliefen. Die Aufregung, die die Untersuchung der wunderbaren Quelle hervorgerufen hatte, war bei ihnen von kurzer Dauer gewesen; zur Abwechslung konnte man ja auch solch eine Unternehmung mitmachen, aber sein ganzes Leben daran wenden — nein, da fuhren sie lieber wieder mit ihren Kanoes auf den Seen umher und stellten Fallen. Anders dachten die Charlestowner; sie saßen noch immer in flüsternder Beratung beisammen und sprachen von den großen Geschäften,

111

die sie jetzt machen, von den Kapitalien, die in ihre Taschen fließen würden. Auch die Knechte des Farmers waren noch wach; sie fanden am Ölbohren zwar mehr Geschmack als die Jäger, besaßen aber nicht das Geld zur Anschaffung der Maschinen und Werkzeuge. Doch hofften sie reichen Verdienst und lohnende, gut bezahlte Arbeit zu finden, wenn sich an jener Stelle eine bedeutende, industrielle Tätigkeit entwickeln sollte. Wer konnte wissen, ob nicht übers Jahr dort, wo heute öde Wildnis war, eine große, volkreiche Ansiedlung sich erheben würde? Schießen doch in Amerika Städte wie die Pilze aus der Erde!

Nachdenklich kehrte Harry in seine Hütte zurück. Der Ingenieur, Diego und Oliver lagen in tiefem Schlaf. Ruhe herrschte im Lager, die nur von den regelmäßigen Schritten der Wachen unterbrochen wurde; sie machten die Runde, mit scharfen Augen in das Dunkel spähend, den Finger am Hahn des Gewehrs.

5. Feinde ringsum.

Harry hielt mit seinen Gefährten Kriegsrat. Sie saßen auf ihren Fellen im Führerzelt und blickten nachdenklich zu Boden. Zwei von den Jägern waren ausgezogen, um Wild für die Küche des Lagers zu erlegen; die anderen trafen innerhalb der Lagerumzäunung Vorbereitungen zum Mittagmahl.

„Wie gesagt, ich wage es nicht, die Expedition zu verlassen. Gerade der Umstand, daß die Rothäute bisher noch gar nichts von sich hören und sehen ließen, macht mir Sorge. Es wird schon nichts übrig bleiben, als daß Mr. Lincoln an meiner Stelle nach Charlestown fährt.“

Alle blickten auf den Ingenieur, der von der ihm zugedachten Rolle wenig erbaut schien.

„Gut,“ sagte dieser endlich nach längerer Pause. „Ich will also das Schiff zurückführen, einige Schlepper anhängen, so viel es eben ziehen kann, und Bohrmaschinen laden. Aber noch eines, meine Herren: wir brauchen

einen tüchtigen militärischen Schutz, sonst ist an die Ausbeutung unserer Schätze nicht zu denken. Gleichzeitig bohren und uns gegen die Indianer verteidigen, ist unmöglich."

Der Farmer nickte.

"Schicken Sie also von Charlestown aus einen berittenen Boten an den Kommandanten von Fort Hamilton," bemerkte Harry. "Er ist ein guter Bekannter von mir und wird Ihnen gewiß, wenn Sie sich auf mich berufen, hundert bis hundertfünfzig Mann Soldaten mitgeben; die Besatzung ist noch immer stark genug."

"Dann wird aber das Geheimnis unseres Lagers bekannt," meinte Oliver.

"Über kurz oder lang muß die Welt ja doch etwas davon erfahren; nun, da wir von dem Vorhandensein des Ols überzeugt sind und von Grund und Boden Besitz ergriffen haben, brauchen wir uns darum nicht weiter zu bekümmern. Nun wollen wir noch die Begleiter Mr. Lincoln auswählen."

Drei von den Jägern erboten sich mitzugehen. Der Abschied war kurz. Vorsichtig stiegen die vier Männer den Berghang hinab. — — —

Auf dem Schiff war alles in Ordnung. Die Bordwache erblickte die kleine Truppe schon von weitem und hieß sie freudig willkommen, während die drei Jäger sofort den Rückweg antraten. Mr. Lincoln schritt über die Landungsbrücke, beugte sich über das Geländer des Maschinenraumes und befahl den Kessel anzuheizen.

Der Maschinist stieg die schmale Eisentreppe hinauf und legte salutierend die Hand an seine schmutzige Mütze.

"Wann können wir Dampf haben, Mr. Harper?"

"Binnen drei Stunden, Herr."

"Gut! Schont unsere Kohlenvorräte nicht. Jede Minute ist kostbar; denkt daran, daß die da droben ganz ohne Schutz sind, bis wir wiederkommen."

"Ihr kennt die Bärenflinten Simons und seiner Jäger nicht, Herr, an die magt sich keine Rothaut!"

„Habt Ihr nichts Verdächtiges bemerkt?“

„Gestern streiften ein paar Indianer in der Nähe des Schiffes umher und beobachteten uns. Wir hielten uns still, aber kampfbereit; doch sie zogen nach einigen Stunden ab.“

Das Feuer loderte bereits unter den Kesseln. Dicke, schwarze Wolken qualmten aus dem Schlot; das Schiff fing an, langsam hin und her zu schwanke. Endlich brauste der Dampf in die Zylinder.

Der Ingenieur stand am Steuer und griff in die Speichen des Rades. Langsam begannen die Schaufeln in das Wasser zu schlagen; das Schiff drehte sich und dampfte stromabwärts, einen Streifen schäumendes Kielwasser zurücklassend.

Als die drei Jäger, die Mr. Lincolns Begleitung gebildet hatten, wieder in die Nähe des Lagers kamen, sahen sie zu ihrem Erstaunen einen Indianer, der eine Lanze mit einem weißen Fähnlein an der Spitze hin und her schwenkte. Harry, Diego und Oliver standen vor dem Führerzelt und beobachteten ihn, während die übrigen leise miteinander sprachen.

„Ein Parlamentär,“ sagte Oliver.

„Ich will ihm entgegengehen,“ bemerkte Diego. „So weit meine Kenntnisse der Indianersprache reichen, erbiere ich mich als Dolmetsch.“

Nachdem man sich überzeugt hatte, daß der Indianer unbewaffnet war, trat Diego, ebenfalls ein weißes Tuch schwenkend, auf den Platz vor dem Lager und erwartete die Ankunft des Unterhändlers.

„Der große Geist möge meinen weißen Bruder segnen und seine Hütte mit der Beute der Jagd füllen. Gewiß ist er ein großer Krieger und die Skalpe vieler Feinde hängen in seinem Wigwam. Kann der weiße Mann mir sagen, wo sich der Häuptling seines Stammes befindet?“

„Der Häuptling unseres Stammes hat mich hiehergesendet, um den Willen unserer roten Brüder kennen zu lernen. Er wünscht nicht, daß das Kriegsbeil ausgegraben

werde; möge der tapfere rote Krieger seine Vorschläge machen. Die Ohren seines weißen Bruders sind geöffnet."

Nach längerem Hin- und Herreden erkannte Diego, daß der Häuptling des Indianerstammes, in dessen Jagdgründen die Expedition lagerte, eine Unterredung mit Harry wünschte. Er lud ihn für den nächsten Tag in das Zelt des Führers und kehrte mit nachdenklicher Miene ins Lager zurück.

Alle umringten ihn und fragten ihn aus. Harry war mit seinen Anordnungen vollkommen einverstanden. Es galt vor allem, Zeit zu gewinnen und die Indianer hinzuhalten, bis die Soldaten kamen. Trotz der Entschlossenheit und der guten Bewaffnung seiner Leute mußte der Führer sehr genau, daß man einer stärkeren Anzahl von Feinden nicht lange Widerstand leisten konnte.

"Es ist für uns sehr günstig," warf Diego hin, „daß die Indianer keine schnelle Antwort verlangen werden. Im Gegenteil würden sie es sogar als Beleidigung auffassen, wenn wir ihnen sofort Bescheid gäben. Ihr könnt dem Häuptling einfach durch mich antworten, daß Ihr seine Vorschläge mit den Kriegern beraten und ihm später das Ergebnis mitteilen werdet. Inzwischen wäre es gut, das Lager zu befestigen, so lange uns noch Zeit dazu bleibt; auf jeden Fall müssen wir uns auf einen Angriff gefaßt machen, wenn die Unterhandlungen scheitern.“

„Ja — aber was können denn die Rothäute von uns fordern?“ fragte Oliver.

„Sehr einfach — daß wir abziehen und ihnen das Feld räumen sollen,“ bemerkte der Farmer. „Das ist so selbstverständlich, daß sie sich den ganzen Hofuspokus von Parlamentären, Beratungen und Dolmetschern ersparen könnten. Und ebenso selbstverständlich ist, daß] wir ihren Wunsch nicht erfüllen werden und können.“

„Wir wären rechte Narren,“ rief Harry, „wenn wir erst mit so großen Opfern und Kosten eine Expedition zur Ausbeutung der Erdölquellen ausrüsteten und dann wieder abzögen, damit wir den Indianern ihr Wild nicht verscheuchen.“

„Es ist eine traurige Sache,“ sagte der Farmer. „Die armen Teufel sind wirklich übel daran. Frei und glücklich lebten sie jahrhundertlang in ihren ungeheuren Wäldern, bis die ‚Bläßgesichter‘ über's Meer kamen — und nun gaben sie für allerlei unnützen Tand, für Spielzeug und Glasperlen, nicht nur Gold und Edelsteine, sondern auch ganze Ländereien her, und zum Lohn dafür führen die Weißen den erbittertsten Vernichtungskampf gegen sie. Wie soll ein freies Naturvolk, das in geschlossenen Ansiedelungen einfach nicht leben kann, weil es seit Generationen nur Jagd und Krieg als Beschäftigung kennt, für die Vorteile der Zivilisation Verständnis haben?“

„Der furchtbarste Feind der Rothäute ist der Branntwein,“ sagte Harry. „Man muß gesehen und erlebt haben, was ich vor Jahren mit Schauern einmal mitgemacht habe — wie die Rothäute sich wie wilde Tiere auf das Feuerwasser stürzen, das ihnen von gewissenlosen Schurken zu unsinnigen Preisen verkauft wird, wie sie dann durch ihre Lager toben und zwischen den Zelten umherrasen wie Wahnsinnige. Was helfen alle Verbote der Häuptlinge, von denen schon viele die Gefahr erkannt haben? Die Indianer wissen sich den Whisky auf Schleichwegen zu verschaffen und verraten die Verkäufer nicht.“

Die Nacht verlief ruhig und ungestört. Am nächsten Tag erschien zur festgesetzten Stunde ein Trupp berittener Indianer, an dessen Spitze Diego zu seinem größten Ingrimme den „Roten Wolf“ erkannte.

Er durfte sich indessen, um seine Rolle als Dolmetscher gut spielen zu können, nichts davon merken lassen. In Begleitung Harrys und des Farmers ging er den Indianern entgegen, die mit ernstestem Gesichtern und starren Mienen ihre Schritte dem Lager zulenkten. Sie wurden in das Zelt des Führers geleitet.

Die Vermutung des Farmers hatte sich als richtig erwiesen. Der „Rote Wolf“ verlangte im Namen seines Stammes, daß die Expedition die Gegend verlassen und

sich wieder zurückziehen solle, weil ihr niemand das Recht gegeben habe, sich auf Indianergebiet festzusetzen und das Wild zu vernichten, von dem die roten Männer leben mußten.

„Der große Geist hat Jagdgründe geschaffen an allen Enden der Erde; im Aufgang und Niedergang gibt es fruchtbare Gefilde, in denen die weißen Männer den Acker bebauen können, wenn sie nicht den Hirsch und den Büffel erlegen wollen, wie der rote Mann tut. Warum sind meine Brüder just an diese Stelle gekommen, wo der „Wolf“ mit seinem Stamme jagt?“

Harry, dessen Worte von Diego, so gut es ging, verdolmetscht wurden, sprach von der Ausnützung der Erdölquellen und der Notwendigkeit für die Weißen, an jener Stelle eine Ansiedelung zu gründen. Die Indianer zuckten während seiner Rede nicht mit der Wimper. Keine Bewegung ihrer ernstesten Bronzegeichter verriet, daß die Darlegungen des Führers auch nur den geringsten Eindruck auf sie gemacht hatten.

Da es die Rothäute als Kränkung empfunden hätten, wenn man ihnen sofort Antwort gegeben hätte, so bedang sich Harry einige Tage Frist aus, um, wie er sagte, seinen Kriegern den Vorschlag zur Beratung vorzulegen.

Mit derselben würdevollen Haltung, mit der sie eingetreten waren, verließen die Indianer wieder das Lager.

Diego rieb sich die Hände.

„Wir haben Zeit gewonnen, Herr. Unterdessen kommt Mr. Lincoln mit den Soldaten.“

Harry war weniger zuversichtlich gestimmt. Er ging den ganzen Tag mit gerunzelter Stirne umher und untersuchte die Befestigung des Lagers. Die Farmerleute mußten Holz in großen Massen herbeischleppen und die Zahl der Reisigbündel verdoppeln, während die Jäger die Brustwehr verstärkten und das Fleisch des erlegten Wildes trockneten.

Die Nacht brach an. Das Licht des Mondes warf die scharfen Schatten der Bäume auf den Boden, der Nachtwind raschelte mit dem Laub der Kastanien und das Busch-

werk bei der kleinen Quelle, die so großen Reichtum verhieß, flüsterte mit geheimnisvollen Lauten.

Oliver saß auf der Brustwehr, hatte sein Gewehr auf die Knie gelegt und blickte sinnend nach der Stelle, wo die Öltropfen sich auf dem Spiegel des Wassers ausbreiteten. Noch lange war der kostbare Schatz nicht gehoben, und doch, wie viele Sorgen, Mühen und Gefahren hatte er schon verursacht! Die Natur, die manchmal verschwenderisch und mit vollen Händen ihre Gaben unter die Menschen warf, hatte hier dafür gesorgt, daß man dieselben teuer bezahlen mußte.

Der alte Simon näherte sich der Brustwehr.

„Schöne Nacht, wie?“

„Gewiß, wenn uns die Indianer in deren Genuß nicht stören.“

„Glaube kaum, daß sie uns heute angreifen. Indessen — wir sind bereit, sie zu empfangen!“

Er ließ den Hahn seiner Büchse knacken.

Die Vermutung des Jägers bestätigte sich. Kein Feind ließ sich sehen; die Wachen, die mit verdoppelter Aufmerksamkeit ihren Dienst versahen, konnten nichts Verdächtiges bemerken.

Trotzdem lag während der nächsten Tage auf allen Gesichtern der Ausdruck ängstlicher Spannung. Alle blickten von Zeit zu Zeit verstohlen nach der Richtung hin, von welcher Lincoln mit den Soldaten kommen mußte.

„Jetzt könnte er doch schon hier sein,“ bemerkte der Farmer.

„Wenn nur der Kommandant des Forts ihm genug Soldaten mitgibt. Vielleicht versäumt er die kostbare Zeit mit nutzlosen Unterhandlungen!“ erwiderte Harry.

Die vierte Nacht verging und die Sonne hob sich im Osten empor. Noch immer verkündete nichts die Rückkehr des so sehnlich erwarteten Ingenieurs. Dagegen tauchten bald da, bald dort die Gestalten der roten Männer auf, die mit drohenden Blicken nach dem Lager sahen und augenscheinlich nur auf einen Befehl des Häuptlings zum Angriff warteten.

Harry zeigte in jenen bangeren Tagen einen Mut und eine Entschlossenheit, die ihm sein eigener Bruder nicht zugetraut hätte. Überall ordnete er an, jedem einzelnen Mitglied der Expedition sprach er Mut zu, und aus seinem verwitterten Gesichte leuchtete die Zuversicht, daß endlich ihre Anstrengungen von Erfolg gekrönt werden mußten.

Oliver bewunderte im stillen oft seinen Oheim. Wahrlich, aus solchem Holz mußten die Männer geschnitten sein, deren rastloser Fleiß, deren Kühnheit und Unererschrockenheit diesen wilden Erdteil mit List und Gewalt unter das Joch der Zivilisation beugte und der Natur abtrotzte, was sie nicht gutwillig hergab.

Am Nachmittage kam Sam atemlos in die Hütte Harrys.

„Was gibt's denn?“ fragte der Führer, der unwillkürlich nach seinem Gewehr griff.

„Das Schiff kommt! Ich stieg auf einen der höchsten Kastanienbäume, um Ausguck zu halten, und habe die Kommenden dort erspäht.“

„Nun ist alles gut! Da, ein Goldstück für deine gute Botschaft. Aber es dauert noch mindestens einen Tag, bis die Soldaten kommen. Lincoln muß stromaufwärts fahren und hat jedenfalls stark geladen. Wieviel Schlepper?“

„Zwei, soviel ich sehen konnte. Aber das Schiff ist noch sehr weit entfernt!“

Die frohe Botschaft verbreitete sich mit Blitzesschnelle im Lager. Mitten in den Jubel hinein aber tönte die Stimme des alten Diego:

„Indianer!“

„Keine Herausforderung der Rothäute!“ befahl Harry sehr ernst. „Wir sind noch immer in größter Gefahr!“

Die indianische Gesandtschaft nahm mit derselben Würde wie ihre Vorgängerin Platz auf den dargebotenen Fellen und wartete, bis der Führer zu sprechen begann.

„Was führt meine roten Brüder in unser Lager?“ fragte Harry vorsichtig.

„Mein Bruder weiß es. Er möge mir Antwort

geben. Soll zwischen den roten und weißen Männern das Kriegsbeil ausgegraben werden?“

„Wir wollen auf alle Fälle Frieden halten, aber den Wunsch unserer roten Brüder können wir nicht erfüllen,“ antwortete Harry mit großer Bestimmtheit.

„Die weißen Männer werden also nicht abziehen?“

„Nein.“

„Sie werden die Erde durchwühlen, werden Streit und Haß in die stillen Jagdgründe der roten Menschen tragen und das Wild vertreiben.“

„Wir werden und müssen diese Erdölquelle ausbeuten.“

„Dann hat der Stamm des „Roten Wolfes“ den Bläßgesichtern nichts mehr zu sagen. *) Er wird nicht mit spitzer Zunge und heuchlerischen Worten kämpfen; er wird Pfeile und Lanzen in das Lager der Weißen schleudern, wird ihre Schädel mit den Tomahawks zerschmettern und ihre Skalpe an den Gürtel hängen!“

„Gut!“ sagte Harry trocken.

Als die Deputation das Lager verlassen hatte, entstand ein ungeheurer Tumult. Alle schrien durcheinander; die einen verlangten, man solle einen Ausfall machen, andere stießen Flüche und Drohungen gegen die Indianer aus. Der dumpfe Druck der letzten Tage war von ihnen genommen; man hoffte mit Bestimmtheit auf einen Sieg, denn mit regulärem Militär konnten die Indianer keineswegs einen ernstlichen Kampf beginnen.

Oliver stand mit dem Vater vor dem Führerzelt und blickte in das Getümmel.

„Wer weiß, ob alle diese armen Burschen morgen noch die Sonne aufgehen sehen! Sie sind so siegesbewußt, daß es die größte Grausamkeit wäre, ihre Freude zu stören. Und doch fürchte ich, daß nicht alles so kommen wird, wie sie es erwarten.“

Die Nacht brach an. Neben den Plätzen der Schützen lagen die Reisigbündel, die auf ein Zeichen des Führers

*) Bild.

*Das Gift würde gefahren // Feind Boten
und Manuf immer mit da! // Spekan*



„Dann hat der Stamm des „Roten Wolfes“ den Bläß-
gesichtern nichts mehr zu sagen!“ — — — —

Bibliothek „Saturn“: Band 4.

f
p
u
b
f
b
b
l
v
s
o
o
i
l
f
e
f
c
s
r
r
s
f
i
o
l

sofort in Brand gesteckt werden konnten; die Gewehrpyramiden waren in Ordnung, jeder kannte seinen Posten und den seines Nachbarns. Harry ging durchs Lager und sah, wie seine Leute in bester Stimmung das Abendbrot verzehrten.

In einer Erdmulde lag Simon mit seinen Jagdfährten, die einer fetten Hirschkeule zusprachen und dabei beständig nach rechts und links über die Verschanzung blickten.

„Wann glaubt Ihr, Master Simon, daß der Tanz losgehen wird?“ fragte Harry.

„Nicht vor den ersten Morgenstunden — keineswegs vor Mitternacht,“ erwiderte der Alte. „Das ist die Taktik der Rothäute. Sie wissen genau, daß man just um diese Zeit am besten schläft. Na, ich muß sagen, ich freue mich ordentlich auf das Scharmüchel. Hundertmal besser — kämpfen, als in qualvoller Unsicherheit die Stunden zählen, die einem vielleicht noch vergönnt sind. Habe ich recht, Kameraden?“

Die andern stimmten dem Sprecher bei.

„Hört mich, Freunde,“ fuhr Harry mit leiser Stimme fort. „Ich verlasse mich auf eure guten Gewehre — wenn es zum Angriff kommt, so tretet alle zu mir auf die Erhöhung, die das Führerzelt trägt, und nehmt die Feinde aufs Korn, die außerhalb der Verschanzung kämpfen. Die Hirten und Knechte der Farm sollen den Angriff der Indianer von innen abwehren, wir aber wollen sie mit unserem Feuer von oben unterstützen.“

„Sehr gut!“ bemerkte Simon.

„Wenn das Gewühl so dicht werden sollte, daß wir Freund und Feind nicht mehr mit Sicherheit unterscheiden können, so eilen wir von unseren Plätzen herab und kämpfen mit den Messern und Gewehrkolben. Allerdings rechne ich dabei mit Sicherheit darauf, daß Lincoln mit den Soldaten zu rechter Zeit eintrifft, sonst sind wir verloren.“

„Wenn die roten Teufel sie nur nicht in einen Hinterhalt locken oder ihnen den Weg abschneiden!“

Sifili!

„Schlimm genug wäre es für uns, wenn es ihnen bloß gelänge, sie aufzuhalten. Indessen — man muß nicht gleich das Schlimmste denken.“ — — —

Mitternacht war nahe. Die Männer versuchten zu schlafen, aber die Aufregung und die Erwartung des bevorstehenden Kampfes ließen nur wenige von ihnen Ruhe finden.

Die Feuer waren herabgebrannt; aber trotzdem hütete man sorgfältig die kleinen Flämmchen, da man zudem sparsam mit dem Brennholz umgehen mußte.

Aufmerksam blickten die Wachen in das Dickicht des Waldes.

Plötzlich stieß Oliver, der an der Ostseite des Lagers die Wache hatte, einen lauten Schrei aus.

„Sie kommen!“

Alles stürzte nach den Gewehren. Ein Augenblick der größten Verwirrung entstand; aber nach wenigen Sekunden stand jeder Mann stramm auf seinem Posten, das Gewehr schußbereit.

Nun gab die Stimme des Führers, der bereits, von den Jägern umgeben, auf der Höhe vor dem Zelte stand, das Kommando:

„Feuer anzünden!“

Im Nu flammten überall die Reisigbündel auf — und im unsicheren Schein der zuckenden Flammen sah man auch schon die braunen Gestalten der Indianer, die mit furchtbarem Geheul aus dem Dickicht hervorbrachen und einen Hagel von Steinen, Pfeilen und Lanzen nach dem Lager sendeten. Einzelne nur waren mit Flinten bewaffnet und schossen dieselben blindlings gegen die Verschanzungen ab, ohne einen nennenswerten Schaden anzurichten.

Der Anblick der wutverzerrten Gesichter mit ihren funkelnden Augen, der bis zum Gürtel nackten, buntbemalten Körper und das entsetzliche Gebrüll konnten wohl auch das Herz eines Mutigen mit Entsetzen erfüllen. Jetzt warfen sich die Feinde von drei Seiten gleichzeitig gegen

die Brustwehr und schlugen mit ihren Äxten wütend drauf los, um sie zu zerstören. Aber die wohlgezielten Schüsse der Jäger, deren Stellung äußerst günstig gewählt war, streckten bald da, bald dort einen der Feinde nieder, während die Knechte des Farmers aus größerer Nähe ebenfalls sicher schossen und den ersten Angriff erfolgreich abwehrten.

Harry zielte soeben mit seiner kurzen Kugelbüchse nach einem der eifrigsten Angreifer, während Simon mit dem Farmer beschäftigt war, den ein Steinwurf am Hinterkopf verletzt hatte.

„Keine Gefahr — nur eine tüchtige Beule!“ bemerkte er zu Oliver, der ängstlich in das blasser Gesicht des ohnmächtigen Vaters blickte. „Seht, die Rothäute ziehen sich schon zurück!“

In der That sahen die Indianer die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen ein und ließen vom Angriff ab.

„Nun, ist der Kampf zu Ende?“ fragte Oliver.

„Wo denkt Ihr hin!“ erwiderte Diego. „Sie werden nun beraten, wie sie uns beikommen können, und ich fürchte, sie kommen nach einer Stunde in der doppelten Anzahl.“

Harry verließ seinen Platz und besichtigte die Stellen, wo der Angriff am heftigsten gewesen war. Einige der Farmknechte hatten leichte Verletzungen erlitten; sie wurden sofort in die Hütte des Führers gebracht und von Diego verbunden.

„Neue Reisigbündel!“ befahl Harry. „Wir müssen wissen, wie groß die Zahl unserer Feinde ist.“

In diesem Augenblick drang ein lautes Geheul von der Nordseite der Verschanzung her. Mit großer Übermacht griffen die Rothäute dort das Lager an. Die Jäger schossen beständig, da aber bald Freund und Feind Schulter an Schulter kämpften, so eilten sie auf die bedrohte Stelle zu, um ihren Kameraden zu helfen.

Gleichzeitig flammten überall neue Reisigbündel auf. Im roten Scheine sah man, daß die Zahl der Indianer viel größer war. Immer hitziger griffen sie die Verschanzung

an; bald mußte der Widerstand der Verteidiger ermatten, wenn nicht in letzter Stunde Hilfe kam!

Am wütendsten kämpfte der „Rote Wolf“. Wuchtig fielen die Hiebe seiner Art auf die Berschanzung. Zwei der Farmknechte waren unter seinen Streichen gefallen; die andern zogen sich für einige Augenblicke zurück. Die Indianer benutzten den Moment und sprangen auf die Berschanzung; andere drängten nach — mit Entsetzen sahen die Weißen, daß die Befestigung an jener Stelle zerstört war.

Oliver, der bisher an der Seite Harrys gekämpft hatte, erkannte die Gefahr. Er riß dem Onkel die Büchse aus der Hand, zielte einen Augenblick und schoß den Häuptling durch die Brust.

Die übrigen Indianer bemühten sich, den Körper ihres Führers zu retten, so daß der Kampf an jener Stelle zum Stehen gebracht wurde.

Da — ein Freudenschrei ging durch das Lager — hörte man aus der Richtung des Flusses Gewehrfeuer.

„Master Lincoln! Soldaten! Hurra, jetzt noch einmal los — Feuer!“

Eine Salve, von den Jägern abgegeben, krachte durch den Wald und wurde sofort von der andern Seite her erwidert.

Die Indianer stuzten einen Augenblick und wandten sich sodann gegen ihren neuen Feind.

Jetzt krachten die Äste und Zweige des Dickichts, aus welchem Lincoln, gefolgt von den Soldaten, hervorstürzte.

Die Indianer wandten sich zur Flucht. Noch einige Schüsse fielen, Pfeile und Tomahawks wurden gegen das Lager geschleudert, dann löste sich die ganze Masse der Feinde in einzelne Gruppen auf, die in den Wald flüchteten. Von zwei Seiten her angegriffen, wagten sie es mit ihren unvollkommenen Waffen nicht mehr, Widerstand zu leisten, zumal ihr Häuptling gefallen war.

Lincoln trat auf Harry und den Farmer zu, der den Kopf verbunden hatte, und schüttelte ihnen kräftig die Hand.

Harry!

„Gott sei gelobt! Das war Hilfe in der höchsten Not. Eine Stunde später hättet Ihr wahrscheinlich nur mehr unsere Leichen gefunden!“ sagte Harry tief bewegt.

„Nun laß uns Heerschau halten, Oliver,“ bemerkte Lincoln. „Wenn ich mich nicht täusche, so haben ein paar von den armen Teufeln ihr Leben lassen müssen.“

Die aufgehende Sonne beleuchtete eine traurige Szene. Es fand sich, daß fünf Mitglieder der Expedition tot waren, während mehr als doppelt so viel schwerere und leichtere Verletzungen erlitten hatten.

Wahrlich, die Quelle war teuer erkauft!

6. Ein seltsamer Springbrunnen.

In dem Wartezimmer des Bankiers James Morse in der Stadt M. stand ein Mann, der seit einer Stunde darauf wartete, vorgelassen zu werden. Er hatte sich mit dem Gesicht gegen das Fenster gewendet, trommelte dann und wann mit den Fingern an die Scheiben und blickte in den Hofraum hinab, wo ein schwarzer Diener mit der Reinigung von Kleidern und Schuhen beschäftigt war.

Der Anzug des Mannes ließ darauf schließen, daß er eine lange Reise zurückgelegt hatte. Sein rotes Lederwams war arg abgeschunden, und die Schuhe, die er an den Füßen trug, zeigten an mehreren Stellen Risse. Es mußte ein sonderbarer Grund sein, der den saloppen Menschen in das Haus des reichen Bankiers führte, in dieses Wartezimmer, mit allem Komfort ausgestattet, der nach amerikanischen Begriffen zur Lebensführung eines Mannes aus bevorzugten Gesellschaftsschichten gehört.

Im Nebenzimmer entstand ein Geräusch, wie wenn jemand einen Stuhl fortrückt. Der Fremde drehte sich um und trat in die Mitte des Zimmers. Hatte man nach seinem abgerissenen Aussehen vielleicht auf die Vermutung kommen können, irgendeinen frechen und zudringlichen Bettler vor sich zu haben, wie sich deren manche unter allerlei Vorwänden an reiche Leute heranzudrängen wissen, so zeigte

jetzt der ruhige und selbstbewußte Blick des Auges, daß diese Annahme irrig war. Zugleich aber lag ein Ausdruck von List und Verschlagenheit darin, der zur Vorsicht mahnte. Als nun mit einem Ruck die Türe des Vorzimmers aufflog, wandte sich der Fremde langsam nach der Richtung und sah dem Bankier mit einem durchdringenden Blick ins Gesicht.

„Ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe, aber Ihre Angelegenheit wurde mir als so wichtig geschildert, daß ich . . .“

Der Bankier brach plötzlich in seiner Rede ab und musterte den Anzug des Fremden. Dieser stand ganz ruhig auf seinem Platze und betrachtete seinerseits sein Gegenüber. Es war, als ob sich zwei Kämpfer messen wollten, die sich auf dem Kampfplatz gegenüberstehen.

Der Fremde studierte das Gesicht Morfes. Er sah die harten Linien, die das unermüdlige Streben nach Reichtum und Macht eingezeichnet hatte; er fühlte, daß dieser Mann im stande war, alle seine Wünsche zu erfüllen, wenn er ernstlich wollte. Dennoch beschloß er, vorsichtig zu sein und sich nicht in die Karten sehen zu lassen.

Endlich sagte der Bankier mit einer einladenden Handbewegung:

„Darf ich bitten, einzutreten?“

Sie schritten über die weichen Teppiche in das Arbeitszimmer Morfes. Kostbare Gemälde und alte Waffen hingen an den Wänden; die Tische und Stühle waren von Ebenholz und mit Perlmutter eingelegt; die weiche, duftige Atmosphäre des Reichtums lag über dem behaglichen Raum.

Der Eingetretene blickte mit begehrliehen Augen umher. Wenn er es flug anfing, so konnte auch er gar bald solch ein Zimmer sein eigen nennen, konnte in den Genüssen schwelgen, die der Reichtum bot.

„Unsere Angelegenheit dürfte bald erledigt sein,“ sagte der Fremde, indem er sich in den Stuhl zurücklehnte und die Arme langsam übereinanderschlug. „Ich bin nämlich durch Zufall in den Besitz eines Geheimnisses gelangt, das

ich nicht imstande bin, auszunützen, und deshalb wende ich mich an Sie, der reiche Geldmittel besitzt. Die Ausbeutung meines Geheimnisses trägt Millionen; ich bin bereit, Ihnen dasselbe für eine verhältnismäßig ganz geringe Summe zu verkaufen.“

Der Bankier rührte sich nicht. Er war noch lange nicht mit sich selbst im reinen, ob er einem Gauner oder einem ehrlichen Menschen gegenüber saß. Endlich fragte er trocken:

„Welcher Art ist denn Ihr — Geheimnis?“

„Es handelt sich um eine Ölquelle. Sie wissen selbst, welch hohen Wert das Petroleum gegenwärtig besitzt, und —

„Wo liegt diese Ölquelle?“

„Lassen Sie die genauere Beschreibung der Stelle zunächst mein Geheimnis bleiben. Nur so viel darf ich verraten, daß sie sich mitten im Indianergebiet befindet, weshalb ich außer stande bin, von meiner Entdeckung Nutzen zu ziehen. Es wäre daher unumgänglich nötig, daß sich eine Expedition von zwei- bis dreihundert Bewaffneten sofort an die betreffende Stelle begibt. Und nun komme ich hieher, um Sie zu fragen, ob Sie eine solche ausrüsten wollen und können.“

Der Bankier biß sich auf die Unterlippe und schien eifrig nachzudenken.

Wenn dieser Mann die Wahrheit sprach, so bot sich ihm nicht nur eine günstige Gelegenheit, seinen Reichtum zu vermehren, sondern auch ein Weg zur Befriedigung seines Ehrgeizes.

Der Fremde beobachtete mit lauernden Blicken das Gesicht des Geldmannes.

Als dieser keine Antwort gab, warf er die Bemerkung hin:

„Ich bin nicht in glänzenden Verhältnissen, wie Sie sehen, sonst würde ich wahrlich nicht mein kostbares Geheimnis einem Fremden verkaufen; bedenken Sie, daß, wer diese Quellen ausbeutet, sich ein dauerndes Verdienst um

die Industrie und den Handel des Staates erwirbt, daß die Regierung nicht umhin kann, ihn in jeder Art zu fördern, daß ihm hohe Ehrenstellen winken . . .“

Diese Worte schienen in der That auf den Bankier tiefen Eindruck zu machen. Der Fremde bemerkte es mit sichtlichlicher Befriedigung.

„Ich will mir die Sache überlegen. Sagen Sie, wie sind Sie denn zur Kenntniß dieser Quelle gekommen?“

„Verzeihen Sie, das ist ebenfalls meine Privatsache. Ich würde mir niemals erlauben, Sie zu fragen, auf welche Weise Sie zu Ihrem Reichthum gelangt sind.“

„Sie werden unverschämt, mein Herr!“ rief der Bankier. „Vergessen Sie nicht, daß Sie mir noch keinen Beweis Ihrer unbedingten Ehrenhaftigkeit gegeben haben. Woher soll ich wissen, ob Ihre Angaben auf Wahrheit beruhen?“

Der Fremde sprang vom Stuhl empor und der Blick seines Auges bekam etwas Unheimliches. Er stellte sich dicht neben den Bankier und sprach mit heiserer, leidenschaftlicher Stimme:

„Herr, haben Sie jemals in Ihrem Leben, gleichviel ob mit oder ohne Ihre Schuld, Mangel, Not und Elend gelitten? Sind Sie, wie ich, mit hungrigem Magen, in zerlumpte Kleider gehüllt, auf der Straße zwischen den elegant gekleideten Menschen umhergegangen, die eiskalten Hände in den Taschen — und rechts und links von Ihnen waren Reichthum und Glück? Vor Ihren begehrliehen Augen standen Auslagefenster mit Goldmünzen, mit Juwelen, mit kostbarem Schmuck — und Sie durften nichts nehmen, Sie mußten dastehen und frieren und hungern? Tantalusqualen, glaube ich, nennt man das — haben Sie das jemals empfunden? Und nun denken Sie sich in meine Lage! Ich stand vor der Quelle; ich wußte, daß da im Boden Millionen Dollars lagen, und ich konnte den Schatz nicht heben! Begreifen Sie jetzt, warum ich zu Ihnen komme?“

Der Bankier überlegte.

Dieser Ausbruch von Gier nach Gewinn und Reichtum war ungekünstelt. So sprach kein Betrüger. Schließlich hatte er ja den Mann in der Hand. Er konnte ihn durch Geheimpolizisten überwachen und sofort verhaften lassen, wenn er sich von ihm verraten glaubte.

„Gut, ich will Ihnen Vertrauen schenken. Wieviel verlangen Sie für Ihr Geheimnis?“

„Hunderttausend Dollars, Herr. Die Hälfte sogleich, die andere Hälfte dann, wenn die Ölquelle so ergiebig ist, wie wir beide es wünschen.“

„Ich habe augenblicklich nicht so viel Bargeld zur Verfügung,“ bemerkte Morse vorsichtig. „Einen Schein auf tausend Dollars will ich Ihnen ausstellen; das dürfte fürs erste Ihren Bedürfnissen genügen. Doch mache ich Sie aufmerksam, daß ich Sie bewachen und bei der geringsten verdächtigen Handlung festnehmen lassen muß. Mein eigener Vorteil erfordert das.“

„Gut,“ sagte der Fremde trocken.

Der Bankier begab sich zu seinem Schreibtisch und stellte die Anweisung aus. Es wurde sodann das Nähere betreffs der Expedition besprochen; sie sollte nach einigen Tagen von M. abgehen und Thoms — der Leser hat ihn wohl schon wieder erkannt — die Führung übernehmen.

Als der Abenteurer aus dem Hause des reichen Mannes trat, flog ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Endlich, endlich winkte ihm das Glück — sein unstätes Wanderleben fand vielleicht bald ein Ende. Bald würde er auch in einem schönen Hause wohnen, die guten Dinge dieser Welt genießen und auf seine bisherige Existenz wie auf einen bösen Traum zurückblicken.

Er schlenderte einer Kneipe zu.

* * *

An der Stelle, wo der Kampf mit den Indianern gewütet hatte, begann bald ein emsiges Treiben. Eine

Gruppe von Arbeitern war damit beschäftigt, die gewaltigen Stämme der Bäume zu fällen; andere schälten die Rinde von den bereits zu Boden gestreckten Waldesriesen, hieben Balken zurecht und zimmerten Blockhäuser. Oliver und sein Vater halfen nach Kräften; Harry beriet mit dem Ingenieur die Maßregeln zur Gewinnung des Öls. Die Jäger hatten sich im Walde zerstreut, um Wild zu erlegen, während die Soldaten plaudernd beisammenstanden. An Gefahr dachte niemand mehr; die Indianer wagten sich nun kaum in die Nähe der Stelle, wo sie so viele ihrer tapfersten Krieger eingebüßt hatten.

Mittlerweile schleppten mehrere Männer aus den Schiffen große Bottiche herbei. Unweit der Ölquelle waren wieder andere damit beschäftigt, einen großen Behälter zu graben und ihn nach den Angaben Lincolns, so gut es möglich war, „öldicht“ zu machen.

Oliver, der Besitzer der ersten Quelle, trat herzu. Mit prüfenden Blicken übersah er die Vorbereitungen, während der Ingenieur sagte:

„Wir können nicht genug Tanks zur Stelle schaffen, denn wenn die Quelle so ergiebig ist, als ich vermute, so werden alle Behälter zu klein sein; drum ließ ich den großen Behälter anlegen. Aber jetzt ist's genug,“ wandte er sich an die Arbeiter. „Zehn große Bottiche und diese gewaltige Grube dazu — das genügt. Bringt die Bohrwerkzeuge herbei.“

Vier starke Pfosten wurden in den Boden eingerammt. Die Soldaten arbeiteten mit, denn das Interesse an der Sache war allgemein; nun ward der Bohrer eingehängt, einige Männer drehten die Achse mit Hilfe eines Seiles hin und her. Alle, die in der Nähe waren, ließen ihre Arbeit stehen, und sahen neugierig zu.

„Bald wollen wir mit Dampfmaschinen zu arbeiten beginnen,“ sagte der Ingenieur, der aufmerksam die Bewegung des Bohrers beobachtete. „Hier dürften Menschenkräfte genügen; denn eine flowing well — . . .“

10. 11/18 2

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Aus dem Bohrloch schoß plötzlich ein zischender Strahl; ein unerträglicher Geruch verbreitete sich, als ob riesige Gasmassen aus dem Innern der Erde hervorbrächen; und quellend, stoßend, gurgelnd, Blasen und Schaum werfend fuhr die Flut des dunkelgrünen Oles heraus und ergoß sich in den Behälter. Die Flüssigkeit bedeckte sofort dessen Boden; langsam, aber stetig stieg der Spiegel, und in wenigen Minuten war der dritte Teil des Tanks gefüllt, ohne daß die Ergiebigkeit der Quelle im geringsten nachließ.

„Die Leitungsröhren!“ rief der Ingenieur.

Es galt nun, den obersten Bottich durch eine Röhre mit dem zweiten, dann diesen mit dem dritten u. s. w. zu verbinden. Die Tanks waren treppenartig in der Nähe der Quelle angelegt, so daß einer immer etwas niedriger als der andere stand.

Die Leute arbeiteten in fieberhafter Hast. Wohl konnte man berechnen, daß noch viele Stunden vergehen mußten, bis die Bottiche gefüllt waren, und dann kam erst der große Behälter an die Reihe, das Tausende von Barrels*) faßte. Trotzdem durfte man keine Zeit verlieren, wenn nicht das kostbare Öl über seine Behälter quellen und den Bergabhang hinunterlaufen sollte.

Die Soldaten rannten zum Ufer des Flusses, um die letzten größten Bottiche auszuladen und zur Quelle emporzuschleppen.

Lincoln ersuchte den Kommandanten, sofort mit dem Schiffe nach Charlestown zu fahren und dem Bürgermeister Mitteilung von den jüngsten Ereignissen zu machen. Man solle so rasch als möglich eine Eisenbahn von der Stadt bis zum Landungsplatz des Dampfers bauen lassen, damit man den Transport des Oles vereinfachen könne. An neuen Bohrmaschinen, Tanks und Röhren, an Lastwagen und Zugtieren könne man nicht genug auf Schlepper laden.

In kurzer Zeit dampfte das Schiff stromabwärts. Ein wahres Fieber hatte sich aller Teilnehmer bemächtigt; jeder

*) Mit diesem Tank ist so schnell gearbeitet worden?

sprach von seinen Plänen für die Zukunft; man beriet über den Namen der Stadt, die hier entstehen sollte, denn daß binnen kurzer Zeit Häuser und Paläste an dieser Stelle emporwachsen mußten, wo gegenwärtig die Wildnis herrschte, war ja selbstverständlich.

Die Ölquelle floß jetzt langsamer, aber viel gleichmäßiger als früher. Oliver stand dabei und blickte in die grünen Massen, die bereits in den zweiten Bottich floßen, nachdem der erste schon bis zum Rande gefüllt war.

Das Öl kam nicht rein aus dem Innern des Berges; es schien, als sei es mit Wasser verunreinigt. Allein Lincoln, der zu Oliver trat und seine nachdenkliche Miene bemerkte, wußte sofort Rat.

„Wir bringen einfach am untern Ende des Tanks einen Hahn an; das Öl schwimmt auf dem Wasser, und wir haben weiter nichts zu tun, als von Zeit zu Zeit das letztere abzuleiten.“

Er winkte einigen Arbeitern und bald war der Hahn in Ordnung; das trübe Wasser floß heraus, während das reine Öl in den nächsten Tank geleitet wurde. Das Wasser zeigte sich stark salzig.

„Woher mag das kommen?“ fragte Oliver.

„Wahrscheinlich befinden sich unter dem Öl große Lager von Steinsalz,“ erwiderte Lincoln. „Wasser fehlt im Innern der Berge niemals, und wenn wir später ernstlich zu pumpen beginnen, werden wir auf Mittel sinnen müssen, um den Schlamm und das Wasser herauszubringen. Inzwischen aber glaube ich, daß wir gut täten, von unserm Ölgebiet bis zum Ufer des Flusses eine große Röhrenleitung anzulegen; denn das Herausbringen der ungeheuren Bottiche kostet zu viel Zeit und Mühe, die wir besser verwenden können.“

Und schon war er bei den Soldaten und sprach eifrig mit ihnen. Bald bemerkte Oliver, daß man die langen

*) Ein Barrel oder Faß hält ungefähr 50 Gallonen; eine Gallone faßt 5 gewöhnliche Weinflaschen Inhalt.

Röhren, die vorhin herbeigeschleppt worden waren, zusammensetzte und die Leitung einrichtete. Er bewunderte die Energie und Geschicklichkeit des unermüdlchen Mannes, der, ein echter Amerikaner, alles von der praktischen Seite nahm und vor keiner Arbeit zurückschreckte.

Harry näherte sich im Gespräch mit seinem Bruder der Stelle, wo Oliver stand.

„Nun, mein Junge, ich kann dir nur von Herzen gratulieren. Diese Quelle wird dich in wenigen Monaten zum reichen Mann machen!“ rief der Onkel.

Oliver seufzte.

„Freilich — freilich. Aber sieh mal, Onkel, ich wäre weit glücklicher, wenn wir wieder draußen auf unserer Farm wären. Dieses Hasten und Jagen nach Gewinn, diese Eier nach Erwerb sagt mir nicht zu. Wie lange wird es nun dauern, und an dieser Stelle wird sich eine Stadt erheben, Eisenbahnen werden die kostbare Fracht nach allen Seiten fortführen, die wilde Jagd nach dem Dollar wird ebenso wie in anderen Städten dieses Landes beginnen. Und ich kann nun einmal das friedliche Leben auf unserer schönen Farm niemals vergessen. Nicht wahr, Vater, auch du denkst wie ich?“

Der Farmer nickte.

„Nun, dazu könnte ja Rat werden,“ bemerkte er. „Wir bleiben einfach so lange da, bis wir genug Geld erworben haben, um unsere Farm wieder aufzubauen; inzwischen wird, wenn die Ölstadt den Aufschwung nimmt, den Lincoln prophezeit, die ganze Gegend so weit der Zivilisation zugeführt sein, daß sich kein Indianer mehr in die Nähe unserer Farm wagen wird. Und ich glaube, es ist besser und verdienstvoller, in redlicher Arbeit den Boden zu bebauen, als ihm seine Schätze auf diese Weise zu entreißen.“

Er deutete mit der Hand auf das Bohrwerk.

„Nun, darüber läßt sich streiten, lieber Bruder,“ bemerkte Harry eifrig. „Glaubst du, daß die Menschheit

seit den letzten 200 Jahren vorwärts gekommen wäre, wenn alle so dächten wie du? Bedenke, daß die Ausbeutung dieser Quelle eine ganze Welt von industrieller Tätigkeit ins Leben rufen wird; denke an die Tausende von fleißigen Händen, die hier bald um die Wette schaffen werden; ist das nicht auch Segen und Wohlstand? Begründet man nicht auf diese Weise das Glück von ganzen Geschlechtern?"

Der Farmer lächelte.

„Gewiß, das stelle ich nicht in Abrede. Aber schließlich handelt ja jeder nach seinem eigenen Gefühl. In Amerika denkt man eben anders als drüben — und du bist schon völlig ‚amerikanisiert‘, während sich in mir doch noch hie und da das deutsche Blut unserer Voreltern regt. Zugabe, daß unsere Anschauungen gleicherweise Berechtigung haben; aber nimmt denn nicht die Industrie ihre Kraft ebenfalls aus dem mütterlichen Boden der fruchtspendenden Erde?"

Das Gespräch wurde hier unterbrochen, da der Ingenieur sich den drei Männern näherte.

„Nach meiner Berechnung gibt die Quelle jetzt im Durchschnitt zwei Barrels in der Stunde. Das ist ein sehr günstiges Resultat; gegenwärtig kosten 43 Gallonen 3 Dollars. Also werdet ihr in kurzer Zeit ein reicher Mann sein, Master Oliver,“ sagte er, indem er vor Oliver mit komischer Grimasse seinen Hut zog, und dann hoffentlich den Ingenieur Lincoln nicht vergessen, ohne dessen Tanks, Röhren, Bohrarbeiten u. s. w. das schöne Öl doch nicht in Euren Besitz gelangt wäre.“

Oliver nickte ihm freundlich zu.

„Nun, wir werden uns wohl einigen,“ sagte er. „Aber ich fühle starken Hunger, und die Zeit des Abendessens ist gekommen. Wir wollen ein tüchtiges Feuer anzünden und diese Hirschkeule daran braten, in wenigen Tagen werden wir ja schon in unserem behaglichen Blockhause sitzen.“

„Ein Feuer!“ rief der Ingenieur entsetzt. „Und an dieser Stelle! Wollt Ihr denn unsere ganze Zukunft in Flammen setzen?"

Harry blickte ihn verständnislos an.

„Ach ja,“ meinte der Farmer, „Ihr fürchtet, daß die ausströmenden Petroleumgase sich entzünden könnten.“

„Gewiß!“ rief der Ingenieur. Die Tanks würden platzen, die brennenden Fluten alles zerstören — dann adieu Ölstadt!“

Nach einiger Zeit entdeckte man indessen doch einen Platz auf der Höhe eines Hügels, den Lincoln als völlig ungefährlich erklärte. Bald loderte das Feuer empor, und die Männer sahen zu, wie der Braten schmorte, während der Ingenieur darüber nachdachte, wie man die brennbaren Gase unschädlich machen könnte.

„Ich hab's!“ rief er endlich, während Harry den Braten vom Spieß herabzog. „Wir leiten das Gas in hohen Röhren nach aufwärts und lassen es in freier Luft verbrennen. Dann kann es keinen Schaden anrichten!“

„Der Mann ist seine tausend Dollars wert,“ sagte der Farmer lachend, während der Ingenieur geschmeichelt seine weiteren Pläne auseinandersetzte.

7. Die Jagd nach Gewinn.

Die Kunde von dem außerordentlichen Erfolg der ersten Bohrung hatte sich bald im ganzen Lande verbreitet. Als vollends bekannt wurde, daß auch die folgenden Bohrversuche günstig ausgefallen waren, als von Charlestown einige größere Schiffe stromaufwärts fuhren und viele Arbeitskräfte mitbrachten, da bemächtigte sich der Leute ein wahres Fieber. Eine Aktiengesellschaft sollte gegründet werden, die bedeutendsten Kapitalisten der Stadt streckten hohe Summen zur Ausbeutung der benachbarten Gebiete vor und schon sprach man von der Anlage einer Eisenbahn, die von Charlestown nach den Petroleumquellen führen sollte.

Daß sich an jener Stelle bald eine Stadt erheben müsse, war selbstverständlich. Architekten entwarfen Pläne auf Pläne, Straßen wurden mit Namen benannt, Plätze und Märkte vorgesehen; „Ölstadt“ sollte der Name des

neuen Gemeinwesens lauten, von dessen Blüten und Gedeihen schon jetzt viele Hunderte von Menschen ihre ganze Existenz abhängig machen wollten.

Eines Tages hielten zwei Reiter auf dem Rücken eines Hügels, von dem aus man die Quelle sehen konnte. Der eine von ihnen schien trotz seines arg mitgenommenen Anzugs ein vornehmer Mann zu sein; er legte die Hand vor das Auge, als blende ihn das Licht der Sonne, obzwar der Himmel mit schweren Wolken bedeckt war. Auf das Gewimmel von Menschen deutend, rief er seinem Begleiter mit zorniger Stimme einige Worte zu.

Dieser war langsam herangeritten und hatte mit erstaunten Blicken das seltsame Bild betrachtet. Nun zuckte er die Achseln und schwieg.

„Ihr habt mich auf die niederträchtigste Art betrogen! Ich werde Euch hinter Schloß und Riegel setzen lassen, Schurke!“

Der andere Reiter, in dem der Leser gewiß schon den Mestizen erkannt hat, machte eine verächtliche Gebärde und sagte in unverschämtem Tone:

„Kann ich dafür, daß uns andere Leute zuvorgekommen sind? Wer sich zuerst zu Tisch setzt, bekommt überall die besten Bissen. Erleide ich denn nicht selbst einen schweren Verlust, indem ich von Euch nur die Hälfte des ausbedungenen Geldes“

Der Gedanke an die nutzlos an den Banditen verschwundene Summe reizte den Bankier zur äußersten Wut. So sehr er sich sonst zu beherrschen verstand, so empfindlich schmerzte ihn die Vorstellung, daß er sich hatte betrogen lassen.

Mit einer hastigen Gebärde riß er seinen Revolver aus der Satteltasche. Aber Thoms, dessen lauernde Blicke jeder Bewegung seines Gegners gefolgt waren, gab plötzlich seinem Pferd die Sporen und sprengte im Zickzack den Abhang hinunter.

Der Betrogene ließ den schon erhobenen Arm sinken

und beherrschte mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft seinen Zorn. Wieder gewann die kühle Berechnung die Oberhand in seiner Seele. Den Mann hier, in der Nähe so vieler Menschen, einfach niederzustrecken, konnte er doch nicht wagen. Schließlich war ihm der Betrüger nicht gefährlich. Es war mehr der Ärger über die mißglückte Spekulation, der ihm so zugesetzt hatte, daß er einen Augenblick seiner Sinne nicht mehr mächtig war.

Er begann zu überlegen.

Seine Mittel waren so bedeutend, daß er immerhin ein großes Stück Land in der Nähe der Quelle, wenn auch um hohen Preis, ankaufen konnte; gelang es ihm dann, mit vollkommeneren Bohrmaschinen und besserer Ausnützung aller vorhandenen Menschen- und Arbeitskräfte den andern Konkurrenz zu machen, so ergab sich noch immer ein stattlicher Gewinn für ihn.

Freilich mußte er sich beeilen. Der Wert der Grundstücke stieg fast von Tag zu Tag; war erst einmal die Eisenbahn gebaut, so konnte der Preis für ein halbwegs passendes Stück Land so hoch werden, daß sein Gewinn zu unbedeutend schien.

Er ließ das Auge über die nächsten Hügel schweifen.

Kein äußeres Zeichen gab Kunde davon, ob an einem bestimmten Punkte Öl zu finden sein würde oder nicht. Der Amerikaner wußte, daß man überall bohren konnte — am Abhang des Berges, an dessen Ende, auf seiner Gipfelhöhe — überall konnte man auf die kostbare Flüssigkeit treffen, überall aber konnte man auch enttäuscht werden. Und dann waren alle die ungeheuren Summen für den Ankauf des Grundstückes und der Bohrmaschinen, für den kostspieligen Transport der eisernen Ungetüme an die passenden Stellen, für die teuren Arbeitskräfte, deren Wert beständig steigen mußte, einfach hinausgeworfen.

Trotzdem bedachte sich der Yankee nicht einen Augenblick. Das „Was“ hatte er längst bei sich entschieden; er

wollte bohren, bohren um jeden Preis. Es handelte sich bei ihm jetzt nur noch um das „Wie“.

So sehr war der reiche Mann, dem seine hohen Einkünfte das größte Ansehen unter seinen Mitbürgern verschafft hatten, zum Sklaven des Geldes geworden, daß ihm der Gedanke an den Zweck seiner Arbeit ganz nebensächlich erschien.

Nicht um sich irgend eine Annehmlichkeit zu verschaffen, nicht um vom Leben noch mehr genießen zu können, arbeitete er noch immer buchstäblich im Schweiße seines Angesichts; sondern das unaufhörliche Streben nach Gewinn war ihm bereits zur zweiten Natur geworden. Wie eine Gilzugslokomotive auch dann noch in rasender Eile auf den Schienen daherrollt, wenn der Führer längst alle Dampfklappen geschlossen und das Feuerrohr abgesperrt hat, so eilte der rastlose Wille des Amerikaners auf den von Jugend an gewohnten Bahnen dahin; das Erwerben um des Erwerbes selbst willen regierte sein ganzes Tun und Lassen.

Es hatte sich in der Stadt, deren Häuser vorläufig noch aus Baumstämmen gebaut waren, eine Gesellschaft unter dem Namen „Ölkompagnie“ gebildet, deren Präsident Harry Smith war. Morse wandte sich an ihn und erhielt in der Tat an einem Platze, der ihm günstig zu sein schien, ein entsprechendes Stück Land zugewiesen.

Nur kurze Zeit dauerte es, da bauten schon Tausende von Händen eine Eisenbahn zwischen Charlestown und der neuen Ölstadt. Lincoln leitete den Bau und setzte durch seine Energie selbst den Bankier in Erstaunen. An seiner Seite waltete Oliver, der die Beaufsichtigung der Arbeiten an seiner „flowing well“ seinem Vater überlassen hatte. Auch der alte Diego ließ sich's nicht nehmen, nach Kräften zu helfen, und behauptete, der Eisenbahnbau sei eine weit gesündere Beschäftigung als das Ölbohren.

Es war aber auch ein wunderbares Bild, das sich dem Blick des Beobachters zeigte. Man war erst wenige Meilen von Charlestown entfernt und trotzdem konnte man

Ojo!

den Augenblick, da die ganze Bahnstrecke fertig sein würde, schon mit ziemlicher Sicherheit vorausbestimmen.

Einige tausend Schritte von dem Ende des Schienenweges entfernt war eine große Anzahl Erdarbeiter damit beschäftigt, den Damm aufzuführen, auf dem die Schienen ruhen sollten. Es war keine allzuschwierige Arbeit, denn an jener Stelle waren die Ufer flach, nur galt es hie und da eine Krümmung des Flusses abzuschneiden. Überall wurde eifrig gearbeitet, und die große Menge von Schwellen, die zu beiden Seiten des Dammes aufgehäuft war, verminderte sich sichtlich.

Ein Lastzug brachte einen Transport Schienen mit, die rasch abgeladen wurden, worauf sich die Maschine zurückzog; vorn, am äußersten Ende der Bahn, hielt ein kleiner Wagen, den ein Pferd zog. Als das Tier die letzten der bereits gelegten Schienen erreicht hatte, stand es still; zwei Arbeiter warfen rasch zur Rechten und Linken je eine Schiene herab. Man paßte sie ein; Lincoln stand mit einem Maßstab in der Hand zwischen ihnen und prüfte die Arbeit. Kaum waren die Eisenschrauben befestigt, so zog das Pferd wieder an; zwei neue Schienen wurden herausgeworfen, gemessen und eingepaßt, während weiter rückwärts Arbeiter die vorhin gelegten stärker befestigten und auf ihre Genauigkeit prüften. So ging es fort von Schiene zu Schiene, von Meter zu Meter, von Meile zu Meile!

Lincoln blickte von der Arbeit auf, wischte sich den Schweiß ab und sah nach der Uhr.

„Heute fördert die Arbeit vorzüglich!“ rief er aus. „Fünfhundert Fuß Schienen in fünf Minuten — das ist keine gewöhnliche Leistung. Wenn's so weiter geht, werden wir bald genug bei unseren Ölquellen angelangt sein. Dann können wir die Lokomotiven mit Petroleum heizen, denn das Holz wird bald sehr teuer werden in der Ölstadt. Ein Amerikaner weiß sich überall zu helfen!“

Rechts und links von der Bahn lag die einsame Wildnis; Charlestown war nicht mehr sichtbar, und das

Ziel, das der Schienenstrang erreichen wollte, noch in weiter Ferne; und dennoch kannte die eiserne Energie dieser Menschen keine Hindernisse, keine Gefahren. Oft geschah es, daß das Holz für die Schwellen ausging; dann wurden ganze Trupps bewaffneter Arbeiter landeinwärts geschickt, um Bäume zu fällen, die man nur unter großen Schwierigkeiten zur Stelle schaffen konnte. Auch die Gefahr, die von Seite der Indianer drohte, war keineswegs gering. Hier nützten die Soldaten nichts, denn welche ungeheure Truppenmassen wären nötig gewesen, um die ganze Bahnlinie zu überwachen!

Dennoch zeigte sich kein einziger Indianer. Hatte der Lärm des Bahnbaues das Wild bereits so weit verscheucht, daß die Jagd in jener Gegend nutzlos geworden war, oder befanden sich deren Bewohner auf dem Kriegspfad — genug, die Arbeit wurde nicht gestört.

Dessenungeachtet hatte der Ingenieur auch für diesen Fall Vorkehrungen getroffen. Neben der Bahnlinie wurde eine Telegraphenleitung angelegt; der elektrische Draht folgte den Schienen, und der alte Diego beaufsichtigte die Arbeiter, die eine Stange nach der andern in den Boden einrammten und die Drähte an den Isolierhütchen befestigten. In jede der Stationen, die man vorgesehen hatte, wurde ein Telegraphenapparat eingestellt und eine einfache Hütte aus Balken und Brettern gezimmert; bewaffnete Männer wurden an allen Stationen zurückgelassen, so daß man im Falle eines Angriffs um Hilfe telegraphieren konnte.

So verging Woche um Woche und die Bahnlinie hatte die Ölstadt fast erreicht. Das letzte Stück war schwieriger zu bauen, weil das Ölgebiet ziemlich hoch über dem Spiegel des Flusses lag. Doch auch hier mußte man sich zu helfen; einige Ingenieure aus Charlestown legten eine Röhrenleitung an, die aus den großen Ölbehältern bis zum Flusse hinabführte. Dort standen schon ungeheure Bottiche vorbereitet, in die das Öl floß; sie sollten sofort nach Beendigung

Monument in Charlestown? Fließt in den!

des Bahnbaues auf die Lastwaggons gehoben und weiter befördert werden.

Unterdessen war man aber in der Stadt keineswegs müßig gewesen. Einige große Steinbrüche in der Nachbarschaft wurden ausgebeutet, um das Material zum Bau von Gebäuden zu liefern; die Holzbauten erwiesen sich nicht nur als zu klein, sondern auch wegen der großen Nähe der Ölquellen sehr feuergefährlich. So fielen denn ganze Straßen von kleinen Bretterhütten, die alle auf der Vorderseite mit riesigen bemalten Schildern geschmückt waren, wobei die Vorderfassade das ganze Gebäude an Höhe oft doppelt übertraf. Schon während der kurzen Zeit ihres Bestandes hatten diese erbärmlichen Baracken eine Menge Geld eingetragen, weil von allen Seiten Arbeiter zusammenströmten und bei den Bohrarbeiten lohnende Beschäftigung fanden; alle diese Leute bedurften aber Wohnung und Unterkunft und die Mietpreise stiegen immer höher. Nun entwickelte sich eine fieberhafte Bautätigkeit; wohnliche und bequem eingerichtete steinerne Häuser stiegen aus dem Boden und brachten deren Besitzern noch weit größere Erträge an Zins.

8. Eine Schreckensnacht.

Wer hätte die Stelle wieder erkannt, wo sich einst die Wildnis ausgebreitet hatte und nun die Ölstadt erhob, ein lebendiges Zeugnis für den unermüdlichen Fleiß des Menschen, für seine rastlose Tätigkeit und den beständigen Kämpfen mit den feindlichen Gewalten der Natur!

Eine ungeheure Menge von schmalen, vierzig Fuß und darüber messenden Derricks bedeckte den Abhang, den einst Oliver und Diego mühsam emporgeklettert waren. Kleine hölzerne Hütten standen daneben, aus deren Schloten dunkler Rauch emporstieg. Überall sah man fleißige Menschen; es wurde geklopft, gehämmert und gehackt, Arbeiter gingen ab und zu, aus der Ferne ertönte der heulende Pfiff der Lokomotiven; bei jedem Derrick aber stand ein riesengroßer,

Musina!

2
gelbrot gestrichener Bottich, der zum Auffangen des Öls bestimmt war. Der Bach, der sich zwischen den Häusern hindurchschlängelte, war von einer Brücke überspannt, auf der lange Eisenbahnzüge dahinfuhren. Sie bestanden aus lauter Güterwagen, deren jeder zwei riesige Ölbottiche trug. Hie und da sah man winzig kleine Gärten, in denen Gemüse gebaut wurde. Aber es waren kümmerliche Pflanzen, die dort wuchsen; allenthalben lagerte der schwarze Ruß auf den Dächern, den Kleidern der Menschen und den Blättern der wenigen Bäume, die hie und da zwischen den Holzhütten ihr Dasein fristeten.

2
Manche von den Tanks waren verlassen; nur eine schwarze Fettkruste auf dem Boden bewies, daß sie einst Öl gegeben hatten. Denn nicht allen, die aus der Ferne, über den Ozean sogar, herübergekommen waren, um hier ihr Glück zu machen, hatte der Erfolg gelächelt. Viele, viele arme Teufel hatten ihre ganzen Ersparnisse daran gewagt, auf gut Glück zu bohren, doch ohne Belohnung ihrer ungeheuren Mühe. Zwei, drei Löcher wurden gegraben — dann waren Geduld, Lust und Geld zu gleicher Zeit dahin. Die ganze Arbeit war den Leuten verhaßt, der bloße Geruch des Öls ihnen widerlich geworden. Sie verkauften um einen Spottpreis ihre Maschinen und Werkzeuge, wandten sich nach anderen Teilen des gewaltigen Staatskörpers und wollten von nun an von Öl und Bohrwerken nichts mehr hören.

Der Bach, der früher klares Wasser geführt hatte, floß nun trüb und brausend dahin. Von allen Seiten leitete man das Salzwasser, das aus den Bohrlöchern abgelassen wurde, hinein; immerhin kam noch so viel Öl mit, um eine in allen Regenbogenfarben schillernde Haut auf der Oberfläche zu bilden. Nicht einmal das Vieh wollte das Wasser trinken.

Auf der Höhe des Bergrückens, in einiger Entfernung von den Bohrlöchern, erhob sich eine Reihe von zierlichen Bauten; da hatten sich die von den Unternehmern, denen

das Glück hold gewesen war, schöne Häuser bauen lassen. Manche unter ihnen hatten in wenigen Monaten schon ein Vermögen erworben; aber die unersättliche Gier nach Gewinn hielt sie auch weiterhin an jener Stelle fest, der sie ihren Reichtum verdankten. Zu diesen unermüdblichen Arbeitern, die geradezu Sklaven des Geldes wurden, gehörte Morse. Er hatte einige große Raffinerien erbauen lassen. Sein Trachten ging dahin, allmählich die gesamte Oligewinnung in seiner Hand zu vereinigen und dadurch die Preise zu bestimmen, wie es gerade sein Vorteil erheischte. — — — —

Ein heiterer Morgen sah den Farmer, dessen Sohn und den alten Diego, der nun völlig zur Familie gerechnet wurde, auf der Terrasse ihres Wohnhauses sitzen. Sie blickten in das Getriebe, das sich zwischen den Derricks abspielte. Der große Arbeitsplatz schien mit riesigen schwarzen Ameisen bedeckt; man konnte von der erhöhten Stelle aus die Pumpen arbeiten und in der Ferne die Eisenbahnzüge rollen hören.

Der Farmer dachte an sein früheres Heim am Ufer des Flusses, an seine frühere Beschäftigung, die so ganz das Gegenteil dessen war, womit er sich seit Monaten abgeben mußte.

Oliver, der neben ihm saß, schien seine Gedanken zu erraten.

„Vater, meinst du nicht auch, unsere schöne Ölquelle hätte uns nun Geld genug gebracht? Könnten wir nicht die ganze Anlage und dieses Haus, das recht flüchtig gebaut ist, verkaufen und uns wieder auf unsere stille Farm zurückziehen? Wir würden das Wohnhaus besser und stärker bauen, die Wirtschaftsgebäude erweitern, neue Felder erwerben und frisches Vieh einkaufen.“

„Wahrlich, ich habe diese Lebensweise auch satt,“ antwortete der Vater. „Wir passen nun einmal nicht in dieses Getriebe hier. Das mag meinem Bruder Freude bereiten, der sich so überraschend schnell in seine neue Rolle hineingefunden hat. Wir beide hängen zu sehr an der Scholle, und unser alter Diego wohl auch!?“

Diego kratzte seinen grauen Kopf. Sein glückstrahlendes Auge sagte mehr, als Worte dies vermocht hätten.

„Ob wir wohl jetzt vor den Indianern sicher sind. Einen zweiten Überfall auf die Farm möchte ich nicht gern erleben,“ meinte Oliver gedankenvoll.

„Wir wollen die Sache noch mit Harry besprechen,“ erwiderte der Farmer. „Sieh mal hinab, Oliver; dort kommt er — wie gerufen.“

Oliver ging zur Türe, um seinem Onkel entgegenzugehen. Harry trat eben in den Borsaal und lief hastig die Treppe hinauf.

„Was gibt's denn, Onkel? Deine Miene weis sagt nichts Gutes!“

Harry warf sich mit höchst verdrießlicher Miene in einen Stuhl.

„Diese Rothäute!“ stönte er. „Diese verdammten Indianer!“

„Indianer? Na, ich denke, die haben unsere Soldaten auf lange Zeit hinaus zum Schweigen gebracht.“

„Glaubt ihr? Da seid ihr aber gründlich im Irrtum. Soeben bekam ich die Meldung, daß ein starker Trupp Rothäute einige Meilen von hier die Schienen der Charlestowner Bahn aufgerissen, einen Güterzug geplündert und das ganze Personal ermordet hat. Soldaten müssen kommen und das ganze rote Gesindel vertilgen!“

Die anderen standen stumm neben dem Sprecher. So begreiflich ihnen der Zorn der Indianer erschien, so klar lag es auf der Hand, daß man auf die Dauer diesem Unwesen nicht länger zusehen konnte,

„Da wirst du freilich mit Gewalt vorgehen müssen,“ erwiderte der Farmer nach einer Pause.

„Ich will ja nicht unmenschlich sein,“ sagte Harry, der sich inzwischen beruhigt hatte, „aber bedenkt doch, wohin kommen wir, wenn wir ein solches Vorgehen nicht streng ahnden! Außerdem weiß ich, daß ihr die Quellenanlage verkaufen und wieder zu eurer Farm zurückkehren wollt.“

So lange die Indianer aber nicht einen gehörigen Denktzettel erhalten, seid ihr niemals vor ihnen sicher!“

Das war vollkommen richtig und leuchtete dem Farmer ein. Harry zog ihn zur Seite und sagte:

„Es ist vor einigen Stunden ein reicher Bergwerksbesitzer zu mir gekommen, der sich hier ankaufen will. Da wäre die beste Gelegenheit, das Geschäft abzuschließen. Ich sende ihn gleich heute zu dir, wenn ihr einverstanden seid.“

Der Farmer war sehr erfreut. Als der Bergwerksbesitzer kam und die Angelegenheit zur Sprache brachte, forderten Vater und Sohn einen verhältnismäßig so niedrigen Preis, daß das Geschäft noch an demselben Tage zum Abschluß kam.

„Gott sei Dank, daß uns nun nichts mehr an die Ölstadt fesselt!“ sagte der Farmer mit einem Seufzer der Erleichterung, als er in Gegenwart Olivers die Wertpapiere in der feuerfesten Kasse verschloß. „Mir ist immer zumute, als sollte in kurzer Zeit irgend ein Unglück über die Stadt hereinbrechen, gleichsam als Strafe für die rücksichtslose Grausamkeit, mit der der Mensch die Natur ausbeutet, den dünnen Boden mit tausend Löchern durchbort und der Erde das abringt und entreißt, was sie nicht gutwillig geben will.“

„Du siehst schwarz, Vater,“ meinte Oliver lächelnd.

— — — Die Nacht senkte sich über die Ölstadt. Noch einmal glühten im Westen die Wolken auf, hinter denen die Sonne hinabglitt, dann breiteten sich die Schatten mehr und mehr aus und legten ihre dichten Schleier um die Straßen und Häuser. Aber auf dem großen Arbeitsplatz zuckten die elektrischen Lichter auf und gossen Tageshelle um die Derricks, die stöhnenden Pumpen und zischenden Dampfmaschinen. Mehr und mehr wollten die Menschen gewinnen; immer größer ward die Zahl der Arbeiter, die aus den Hütten strömten, um diejenigen abzulösen, welche während des Tages ihren Dienst versehen hatten. Heute war das Bild noch lebhafter als sonst; denn eine große Anzahl von Soldaten sammelte sich unter Hornsignalen auf dem großen

Plätze und marschierte in Reih und Glied der Bahnstrecke zu. Es galt, den Indianern nachzueilen und sie für ihre Gewalttat zu bestrafen. Bald verflangen die taftmäßigen Schritte in der Ferne, die Signale wurden leiser und leiser, und das Getriebe der Arbeit nahm seinen Fortgang. Aus den Schloten flammten rote Feuerzungen gegen den Nachthimmel empor und das Rollen der Eisenbahnzüge dauerte ungeschwächt fort.

Endlich gegen Mitternacht ertönte das Nebelhorn, das den Schluß der Arbeitsstunden verkündete. Eilig verließen die Leute ihre Plätze an den Maschinen und Pumpen, die elektrischen Lichter erloschen, der große Platz lag bald in Finsternis gehüllt da. Die letzten Türen schloßen sich hinter den müdegearbeiteten Menschen, die bald in tiefem Schlaf lagen; galt es doch, früh am Morgen weiter zu schaffen.

Aus dem dunklen Schatten, den einer der größten Tanks warf, trat eine Gestalt hervor. Sie blickte sich vorsichtig nach allen Seiten um und schlich leise wie eine Katze um den ungeheuren Bottich, um sich davon zu überzeugen, daß niemand mehr wache.

Es war der Mestize.

Das Mondlicht, das hie und da zwischen den zerrissenen Wolkenfetzen einen Augenblick über den Platz huschte, zeigte nichts verdächtiges. Ruhig zog Thoms einen Schlüssel aus der Tasche und wandte sich dem Maschinenhause zu, in dem sich eine der größten Pumpen Morfes befand.

Ein letztes Aufhorchen — und der Schlüssel drehte sich leise knirschend in dem großen Schlosse herum.

Thoms lehnte vorsichtig die Türe an und blickte sich in dem Raum um. Da stand die Pumpe. Ihre großen Stangen glänzten und funkelten in dem Strahl der kleinen Blendlaterne, die Thoms an seinem Gürtel trug. Neben an gähnten zwei ungeheure Tanks. Der eine war fast gefüllt und mußte mindestens dreitausend Barrels halten; der andere war zur Hälfte leer.

Der Mestize kletterte vorsichtig zwischen den schlüpfrigen Brettern umher und erreichte endlich eine armdicke Röhre, an der sich ein Hahn befand. Er drehte ihn mit einiger Anstrengung herum.

Das gewaltige Rohr fing zu zittern an; aus der Öffnung quoll in einzelnen Stößen, mit zischendem, qualmendem Gas gemischt, das Öl. Es strömte in den halb-leeren Bottich und warf mit gurgelndem Getöse eine Unmasse von Luftblasen empor.

Regungslos stand der Mestize da. Seine Hand hing schlaff herab und die Augen starrten die gegenüberliegende Wand an, als sammle er seine Kräfte für die furchtbare Tat, die er vorhatte. Auf den finsternen Zügen seines Gesichtes stand das Wort: Rache.

Er dachte an die bittere Kränkung, die ihm der reiche Amerikaner angetan hatte. Wie einen Hund hatte er ihn erst gestern vor die Türe jagen lassen, als er ihn um eine Unterstützung anbettelte. Der Stolz, den er trotz seines elenden, verkommenden Daseins besaß, bäumte sich wild empor. Ein grimmiger Haß gegen alle, die im Genuß ihres Besitzes schwelgten, erfüllte ihn; je bestimmter er sich sagen mußte, daß er an seinem Unglück selbst schuld war, daß sein grenzenloser Leichtsinn und seine Leidenschaft für Brandy und Würfelspiel ihn in die elende Lage gebracht hatten, aus der er um jeden Preis einen Ausweg suchte, desto mehr wuchs sein Groll gegen die Besitzenden. Er war ein Schuft, das wußte er selbst ganz genau; aber seine Überzeugung, daß die Gesellschaft ihn durch die Verachtung, die sie ihm von Jugend an bewiesen, erst dazu gemacht hatte, stand felsenfest.

Seine Hand fuhr in die Tasche, in der er Streichhölzchen mit sich trug. Vorsichtig, um nicht auf den glatten Brettern auszugleiten, trat er an den Bottich. Er wußte, daß es unmöglich war, in dem Öl zu schwimmen, und daß er rettungslos zugrunde gehen mußte, wenn er hineinstürzte.

Nun setzte er das Streichholz in Brand und warf es in den Bottich. —

Musium!

Ein furchtbarer Knall.

Die Dämpfe und Gase hatten sich zugleich mit dem Petroleum entzündet. Thoms, im Begriff zur Türe zurückzuspringen, glitt aus und stürzte mit einem entsetzlichen Aufschrei in den Bottich. Im Nu war die ganze Hütte in ein Meer von Feuer getaucht. Das Holzwerk, mit Öl getränkt, die Seile, triefend von der fetten Flüssigkeit, die Bohlen, Sparren und Werkzeuge, mit einer dicken Ölkruste überzogen — alles stand in weniger als einer Sekunde in Flammen. Aus den Bottichen stiegen zwei ungeheure Feuersäulen empor. Das brennende Öl, das aus den berstenden Behältern drang, ergoß sich in einen breiten Strom über den Abhang. Wie eine Lavamasse floß es bergab, erreichte den Bach und füllte sein schmales Bett aus. Nun schlängelte sich die Feuerflut, da die Ölmassen auf dem Wasser schwammen, zischend, brausend und heulend zwischen den Ufern dahin.

Der ganze Platz war taghell erleuchtet. Wo die entsetzliche Feuermasse hinfloß, dort zuckten für einen Augenblick alle Bäume, Zäune, Bretter und Latten in hellen Flammen auf und verschwanden dann sofort in der Höhe. Jetzt brannte bereits ein zweiter Derrick. Das Holzwerk knisterte und krachte; zuckende Flammen stiegen an den Stangen empor, wie wenn an einem Mast rote Signalflaggen aufgezo-gen werden; einen Augenblick schienen alle Holzteile aus rotglühendem Eisen zu bestehen — dann stürzte mit donnerndem Getöse der ganze Derrick zusammen, während eine Raketengarbe von Funken prasselnd zum Nachthimmel emporschloß.

Ein dritter Derrick lag auf dem Wege, den die Feuermassen, vom Wind getrieben, jetzt einschlugen. Die Funken, die langsam aus der Höhe herabsanken, hüllten schon die Spitze desselben in ein feuriges Gestöber ein. Bald mußte auch an ihn die Reihe kommen.

Das alles war ein Werk weniger Minuten gewesen. Jetzt stürzten aus den Toren der Häuser, aus den kleinen

Türchen der Arbeiterwohnungen ganze Scharen schreckensbleicher Menschen. Die Frauen kreischten auf, während die Männer in stumpfer Resignation in die Flammen blickten. Zu retten gab es da nichts. Die einzige Möglichkeit, wenigstens einen Teil der Anlage zu erhalten, bestand darin, daß man jene Gebäude isolierte, die das Feuer noch nicht ergriffen hatte.

Oliver und sein Vater hatten aus dem Fenster ihres Schlafgemaches beobachtet, was geschehen war. Jetzt eilten sie den Abhang herunter. Sie wußten, daß ihr eigenes Haus einstweilen noch sicher war; schon traf man Anstalten, dessen Dach mit einem Wasserstrahl zu bespülen, damit nicht einzelne Funken selbst Schaden anrichten konnten.

Vater und Sohn arbeiteten um die Wette, um den Löschmannschaften behilflich zu sein. Alle Derricks der Nachbarschaft, die von den Flammen bedroht waren, wurden von einem Kreis von Menschen umstellt, die sorgsam alle zur Erde fallenden Funken austraten, während die großen Feuersprizen das Holzwerk beständig naß erhielten. So gelang es, eine Anzahl Bohrwerke zu erhalten.

Dessenungeachtet war der Schaden außerordentlich groß. Er traf die reichen Unternehmer viel weniger als die vielen kleinen Existenzen, die vertrauensvoll ihr Geld in die Anlage gesteckt hatten. Dazu kam, daß viele von ihnen in ihrem Leichtsinne sogar die Versicherung der Werke unterlassen hatten.

In der Nähe eines brennenden Derricks befand sich ein Arbeiterhaus. Es gehörte einem armen Teufel aus San Francisco, der eine ungeheure Reise unternommen hatte, um in der Altstadt sein Glück zu machen. Während er selbst wie ein Lasttier an den Sprizen arbeitete, geriet sein Haus durch die fallenden Funken in große Gefahr. Oliver bemerkte es und bestieg mit Hilfe einer Leiter den Dachfirst.

Man reichte ihm den Sprizenschlauch; er überspielte das Dach beständig mit Wasser. Trotz der gefährlichen Lage, in der er sich befand, warf er hie und da einen Blick auf das furchtbar schöne Schauspiel, das sich ihm von seinem erhöhten Platz aus bot.

Er sah, wie die feurigen Garben zum Himmel emporstiegen und in riesigen Bogen niederstürzte; geisterhaft leuchteten die weißen Mauern der auf der Höhe des Berges gelegenen Häuser. Nun war der Brand so ziemlich auf eine bestimmte Zahl von Bauwerken beschränkt; freilich mußten alle Leute fieberhaft arbeiten, um dem Feuer Einhalt zu tun. Die finsternen Zacken der benachbarten Berge hoben sich vom Himmel ab; im fernen Osten graute bereits der Morgen. Nun schien die Wut der Flammen schwächer zu werden. Die Funken flogen seltener auf das Dach; Oliver fühlte, daß seine Kräfte nachließen.

„Ablösung!“ rief er in die Menge.

Ein kräftiger Arbeiter kletterte zu ihm empor und nahm ihm den Schlauch aus der Hand. Er glitt zur Erde, halbtot vor Aufregung und Müdigkeit. Aber in den furchtbaren Minuten, als er da droben das Rasen des Brandes beobachtet hatte, war der Entschluß in ihm felsenfest geworden, diesen Ort so rasch als möglich zu verlassen.

Der Tag brach an. Noch immer zuckten hie und da Flammen aus den rauchenden Trümmern empor. Plötzlich hörte man in der Ferne Signale.

„Die Soldaten!“

Und in der Tat — die Soldaten kehrten zurück. Sie hatten die Indianer nach kurzem Kampfe vertrieben und einige ihrer hervorragendsten Krieger getötet. Der Rest war nach allen Seiten geflohen; es stand mit Sicherheit zu erwarten, daß sie niemals wieder die Gegend besuchen würden, wo ihnen so schweres Unheil widerfahren war.

Kampf und Streit war entbrannt an allen Orten — Krieg gegen die wilden Gewalten der Natur, Krieg gegen die Menschen.

Als das Feuer völlig erloschen war, wurde nachgefragt, ob man niemand vermisse.

Nein — Gott sei gelobt — kein Menschenleben war zu beklagen, außer jenem des Unglückseligen, der das Feuer gelegt hatte. — Und dieser hatte sich selbst gerichtet.

9. Ein Bild des Friedens.

Zwei Jahre waren seit den eben geschilderten Ereignissen verflossen.

Die weite, unermessliche Prärie lag im Sonnenglanz da. Ein leichter Wind strich über die Gräser hin, furchte die Wellen des Flusses und verlor sich in den Gebüsch am Ufer. Einem aufmerksamen Beobachter konnte das leise Geräusch von nahenden Hufschlägen nicht entgehen, das der Wind dahertrug und das immer hörbarer wurde.

Plötzlich wurde am Ufer des Flusses ein Reiter sichtbar. Er hielt das Pferd an, hob sich in den Bügeln empor, legte die Hand vor die Augen und blickte spähend nach allen Seiten. Endlich schien er sich zu orientieren. Er wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, steckte den Finger in den Mund und hielt ihn in die Höhe, um zu erkunden, aus welcher Richtung der Wind kam. Dann gab er dem Pferde die Sporen und sprengte flußabwärts.

Eine Stunde lang mochte er so dahingeritten sein. Allmählich veränderte sich der Charakter der Landschaft; an die Stelle des Buschwerks traten größere Bäume, einige Seitenbäche, die von dem ausgezeichneten Pferd in leichten Sprüngen genommen wurden, mündeten in den Fluß, und bald befand sich der Reiter in einem dichten Wald.

Als dieser sich lichtete, sah er eine stattliche Farm vor sich liegen. Er ritt aus dem Dunkel der Waldbäume heraus und sprengte auf das große Tor zu, aus dem soeben ein junger Mann heraustrat.

Sobald er den Reiter erblickte, blieb er plötzlich stehen und musterte die Gestalt des Fremden mit jener teilnahmsvollen Neugierde, die jeder einsam Wohnende einer fremden Erscheinung entgegenbringt, wenn sie ihm nicht in feindlicher Absicht gegenübertritt.

Der Reiter hielt sein Pferd an, blickte dem jungen Mann ins Gesicht und stieß einen Ruf der Überraschung aus.

„Wahrhaftig, Ihr seid es, Master Oliver!“ sagte er

2

mit hocheifreuter Miene. „Nun, das muß ich sagen, Ihr habt Euch stattlich herausgewachsen! Was macht Euer lieber Vater?“

„Er arbeitet in seinem Schreibzimmer; es gibt jetzt viel zu tun. Aber wollt Ihr uns nicht für einige Zeit Gesellschaft leisten, Mr. Lincoln? Vater wird sich von ganzem Herzen freuen, Sie wiederzusehen. Haben wir doch genug sturmbewegte Tage miteinander verlebt.“

„Nun, ich nehme die Einladung dankend an — mein Cäsar ist ebenso müde wie sein Herr,“ erwiderte der Ingenieur, indem er ohne weiteres vom Pferde sprang und den Hals des Tieres streichelte.

Arm in Arm schritten die beiden Männer durch das Hofstor. Lincoln musterte mit forschenden Blicken die Stallungen, die Wohngebäude und die großen landwirtschaftlichen Maschinen, die im Hofe standen.

„Das nenne ich eine große und musterhaft eingerichtete Wirtschaft,“ sagte er beifällig nickend zu Oliver.

„Ja, wir sind jetzt recht zufrieden. Es war keine kleine Arbeit, bis alles im stande war! Als wir kurz nach dem furchtbaren Brande der Altstadt hieherkamen, fanden wir einen Trümmerhaufen; kaum konnte man noch die Stelle erkennen, wo die Speicher lagen, wo die Wagenremisen sich befanden — alles war grauenvoll verwüstet. Nun, — aus dem Gold der Altstadt entstand eine neue Farm, viel größer und schöner als die alte. Sehen Sie, dort wurden zwei neue Scheunen gebaut — der Viehstand ist auf das Doppelte gewachsen — auch die Ernte wird gut ausfallen — kurz, wir haben mit der neuen Farm mehr Glück als mit der alten.“

Lincoln staunte.

Oliver führte ihn zu den geräumigen und schön eingerichteten Ställen, zeigte ihm die großen Milchammern, wo eine Anzahl von Mägden an den Zentrifugen arbeitete, die Scheunen und Wagenremisen, die Tennen und Vorratsammern; überall war ein Bild geschäftigen Lebens und Treibens. Die hohe Mauer, die einst die Farm umgeben

hatte, war durch ein starkes eisernes Gitter ersetzt worden auf das Herrenhaus hatte man ein zweites Stockwerk gebaut.

„Und haben Euch die Indianer in den letzten zwei Jahren nie mehr belästigt?“ fragte der Ingenieur.

„Niemals. Die ganze Gegend ist jetzt dem Verkehr erschlossen; in einer Stunde Entfernung von hier trifft man bereits die Eisenbahnlinie, die flußabwärts bis Fort Hamilton führt. Und die Bahn bringt den Indianern den Tod — hier hat sich seit dem Neubau der Farm keine Rothhaut mehr blicken lassen.“

Joy für Paul!!!

Ein alter Mann schritt jetzt über den Hof. Lincoln sagte zu Oliver:

„Wenn ich nicht irre, ist das ja unser alter Diego, he?“

„Freilich ist er's,“ bekräftigte Diego lachend und schüttelte dem Ingenieur die Hand. „Ich sah Euch von ferne und teilte die Nachricht von Eurer Ankunft meinem Herrn mit — seht, da ist er selbst!“

Der Farmer trat in diesem Augenblick heraus und eilte auf Lincoln zu, den er freudig umarmte. Es war selbstverständlich, daß der Gast den Tag auf der Farm zubringen mußte, und alle begaben sich auf die schattige Veranda, die nach dem Flusse hin gelegen war.

„Nun soll uns aber unser lieber Gast auch etwas von seinem eigenen Leben und Treiben erzählen,“ bemerkte der Hausherr. „Zunächst und vor allem: was gibt's Neues in der Ölstadt?“

Lincoln hatte sich eine Zigarre angezündet und lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück.

„Die Wahrheit zu sagen — nicht viel Gutes. Die Arbeit bei den Petroleumquellen freut mich nicht mehr — es gibt ein Sprichwort, das heißt: allzu scharf macht schartig, und allzu scharf ist es in der letzten Zeit dort zugegangen. Da war ein Konkurrent des Herrn Morse in die Stadt gekommen, der womöglich noch mehr Geld hatte als dieser. Shipmann hieß er. Der hatte das Unglück — so muß man es nennen — in einer Entfernung von drei Stunden

von der Ölstadt eine neue Ölquelle zu entdecken. Der große Gewinn lockte die Leute; denn nach dem Brande mochte sich niemand mehr in unserer Ölstadt niederlassen, und nur die reichsten unter den Unternehmern waren im stande, den Schlag zu verwinden; darum machte die neue Ölquelle der alten empfindlich zu schaffen. Shipmann erkannte seinen Vorteil und verstand ihn auszunützen. Er steckte sein ganzes Vermögen in die neue Unternehmung; man gründete eine Stadt, die nach ihm benannt wurde, und es wiederholte sich das ganze Drama, das wir bei unserer eigenen Gründung erlebt haben — nur daß der Ausgang verschieden, aber nicht minder tragisch war.“

„Ist am Ende die neue Stadt auch verbrannt?“ fragte der Farmer.

„Das nicht; aber es ging das Gerücht, daß man eine neue Eisenbahn zur Shipmannstadt bauen wollte, und die Zeitungen bemächtigten sich der Sache und luden — natürlich geschah das alles im Solde des neuen Unternehmers — zur Beteiligung an dem guten Geschäfte ein. Geschäftsleute kamen in hellen Haufen, Kaufläden wurden eingerichtet, Hotels wuchsen aus der Erde empor — nun, mit einem Wort, es ging ähnlich zu wie bei unserer Ölstadt, nur in rascherem Tempo. Endlich begann man die Eisenbahn zu bauen. Da kam eine ganze Gesellschaft von Spekulanten, die kaufte den Grund zu unsinnigen Preisen auf und betrog die Leute, die ihr Geld in die Sache gesteckt hatten, um Millionen Dollars. Auch mir hat man lockende Anerbieten gemacht, aber ich wollte nicht anbeißen. Das Brandunglück hatte mich kopfscheu gemacht, so wie Euch beide.“

Der Farmer nickte.

„Das war damals eine grausige Nacht!“ sagte er. „Ich sehe noch im Geiste unsern Oliver rittlings auf dem Dache sitzen und löschen — aber erzählt, Master Lincoln, was geschah mit der neuen Ölquelle und was ist aus der Shipmannstadt geworden?“

„Soviel!“ sagte der Ingenieur und schnippte mit den

Das Alles was wir wissen?

Fingern. Aus irgend einem Grunde wurde die Bahnlinie im letzten Augenblick geändert; die Leute hofften zwar noch immer auf die reiche Ausbeute an Öl, die ihnen die Ingenieure versprochen hatten — ich habe so manche von den Kerls im Verdacht, daß sie im Solde jener Ausbeutergesellschaft standen. Aber die Kaufleute fanden den erwarteten Absatz nicht, packten ihre transportablen Häuser und Waren wieder zusammen und fuhren dorthin, wo sie ein besseres Geschäft zu machen glaubten. Endlich konnte man es nicht mehr verheimlichen, daß die neue Quelle zu fließen aufhörte. Shipmann hoffte noch immer auf Erfolg — aber die Leute waren mißtrauisch geworden, und als er sich endlich flüchten wollte, umstellte eine große Volksmenge sein Haus. Unter ihnen befanden sich viele arme Teufel, die durch jene verunglückte Spekulation um ihren letzten Groschen gekommen waren. Sie zwangen ihn, das Haus zu verlassen, begannen ein förmliches Gericht mit ihm — die Stimmung wurde immer erbitterter, und endlich ward der Mann von der wütenden Menge gelyncht. Sie rissen ihn buchstäblich in Stücke.“

„Entsetzlich!“ rief der Farmer.

„Hätte der Mann mit seiner Idee Erfolg gehabt, so hätte man ihn als Abgott des Volkes gefeiert,“ meinte Lincoln achselzuckend. „Das ist nun einmal der Lauf der Welt. Aber Ihr könnt Euch denken, daß mir von jener Stunde an die Gegend nicht mehr gefiel — ich sehnte mich nach einer ruhigeren Tätigkeit, und so will ich denn jetzt nach New York gehen und trachten, beim Bau der neuen Pacificbahn eine passende Beschäftigung zu erhalten.“

„Da tut Ihr wohl daran,“ sagte der Farmer nach einer langen Pause. „Auch ich hätte das rasende Hasten nach Gewinn dort nicht mehr lange ertragen. Ich kann Euch gar nicht schildern, wie wohl es uns dreien — Oliver, mir und unserem guten Diego — zumute war, als wir kurz nach dem entsetzlichen Unglück die Stadt verließen. Wir fuhren

af
af 2.
stromaufwärts; je weiter wir kamen, desto stiller ward es — nur noch hie und da sah man einen Derrick emporragen, umgeben von den schwarzen, schmierigen Flecken, die jene Stellen anzeigten, wo man das Öl pumpte —, auch im Flusse selbst schimmerten noch hie und da die Regenbogenfarben des Öls, und die flachen Petroleumboote trieben den Strom hinab; endlich hörte auch das auf, und die grüne Wildnis umgab uns von allen Seiten — Ihr glaubt gar nicht, wie wohl uns da wurde! Wußten wir doch, daß wir zu unserer lieben, altgewohnten Beschäftigung zurückkehrten, lange noch, bevor wir unsere alte Heimat erreichten, hatten wir schon im Geiste die ganze Farm neu aufgebaut.“

„Nun, gegenwärtig hat bei vielen die wilde Hast des Betriebes nachgelassen,“ bemerkte der Ingenieur; „der Brand und später das Unglück mit der Shipmannstadt waren zwei warnende Ereignisse — und im Laufe der Zeit wird und muß sich ein geordneter Betrieb entwickeln. Aber sagt, wo ist denn Mr. Harry geblieben?“

„Er fand Gefallen an dem Leben der Ölstadt,“ erwiderte der Farmer. „Bei dem großen Brande hat er viel verloren, und der Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe, bis er seine Verluste wieder hereingebracht hatte. Er paßt eben zu solch einer Beschäftigung besser als wir; gestern bekam ich einen Brief von ihm, in dem er von allerhand neuen Unternehmungen spricht. Jedenfalls ist er ein besserer Amerikaner als wir.“

Die anderen lachten.

Noch manche Stunde verging den Männern in traulichen Gesprächen. Als die Sonne sank, schlug der Farmer einen kleinen Spaziergang vor. Man wollte den Hügel besteigen, der sich hinter der Farm erhob, und von dem man einen hübschen Ausblick in die Umgebung hatte.

Doben angekommen, setzte sich Oliver auf einen Stein und deutete auf die Landschaft. Rechts dehnte sich die ungeheure Prärie, zur Linken begann eine freundliche Hügel-

Job weiß das nicht?

landschaft, die sich längs des Flusses hinzog; breit und gewaltig schlang sich ein silbernes Band durch die Gegend, und dort, wo die Sonne sank, leuchtete es rot und golden. Ringsum aber dehnten sich weithin die Felder mit dem Segen der Ernte; das Vieh wurde in die Stallungen zurückgetrieben, Hirten liefen ab und zu, und auf den Wiesen lud man das Heu auf die Wagen. Es war ein Bild frohen Gedeihens, eine Szene aus dem gewaltigen Drama der Arbeit; der Farmer dachte daran, wie er oft vor Jahren, den kleinen Oliver an der Seite, da droben gestanden und sich am Wachsen und Reifen der Feldfrüchte gefreut hatte; er dachte an jenen entsetzlichen Tag, als er von hier auf die rauchenden Trümmer seiner von den wilden Söhnen der Steppe zerstörten Farm geblickt und den Tod seines Sohnes betrauert hatte. Und nun lag die Landschaft im Sonnenlicht da, reicher und schöner als je stand die Ernte auf den Feldern, stärker und fester gebaut das Haus — und er freute sich im stillen über den Erfolg seiner Arbeit.

Und ein anderes Bild stieg vor seinen Augen empor — die Ölstadt mit ihrem Dröhnen von Maschinen, ihren pfeifenden Lokomotiven, den Riesenkränen und Dampfbohrern, den Tausenden von Menschen, die in rastloser Arbeit der Erde ihre Gaben abzwangen — derselben Erde, die ihm die Früchte des Ackers und der Bäume gern und willig in den Schoß warf. Er sah im Geiste die Flammen empor schlagen in jener Schreckensnacht, die ihn um ein Haar zum zweitenmal aller Früchte seines Fleißes beraubt hätte, wäre ihm nicht von einem gütigen Schicksal ein besseres Los bestimmt worden.

Und trotzdem er mit Achtung und Verehrung auf jene Männer sah, die, wie Lincoln, auf Tod und Leben, wagend, vordringend und kühn der Tiefe ihr kostbares Besitztum abtrozten, so hätte er doch nie und nimmer mit ihnen getauscht. Er hing mit aller Fasern an seiner Scholle und fand hier die größte Befriedigung, die tiefste Lebensfreude. Und als er seinen starken, jungen Sohn anblickte,

der nun so sehr seinem eigenen Lebensbild aus früheren Tagen glich, da erkannte er, daß auch dessen Zukunft gesichert war, daß er ebenso dachte und empfand wie der Vater.

Die Dämmerung war hereingebrochen. Ein kühler Lusthauch wehte vom Flusse her, und bläulicher Rauch stieg aus dem Schlot des Herrenhauses; in den Ställen brüllten die Kinder, denen die Knechte soeben ihr Futter reichten.

Lincoln sah auf das freundliche Bild zu seinen Füßen und seufzte.

„Eigentlich seid Ihr um die stille Ruhe, um die Stetigkeit Eures Lebens zu beneiden. Wollte Gott, ich könnte mein unruhiges Leben von nun an hier zubringen! Aber es geht nicht — ich bin zu sehr Wandervogel seit meiner frühesten Kindheit gewesen. Lange halte ich es nun an einem Platz nicht aus.“

Der Farmer lächelte.

„Gewiß — der eine muß in der Tiefe arbeiten, der andere droben am Licht des Tages, und das Leben beider ist köstlich, wenn es voll Mühe und Arbeit ist. Doch es wird kühl, laßt uns heimkehren, Mütterchen wartet schon mit dem Abendbrot auf uns.“

Arm in Arm stiegen die drei den Hügel hinab und lenkten ihre Schritte dem freundlichen weißen Hause zu.



